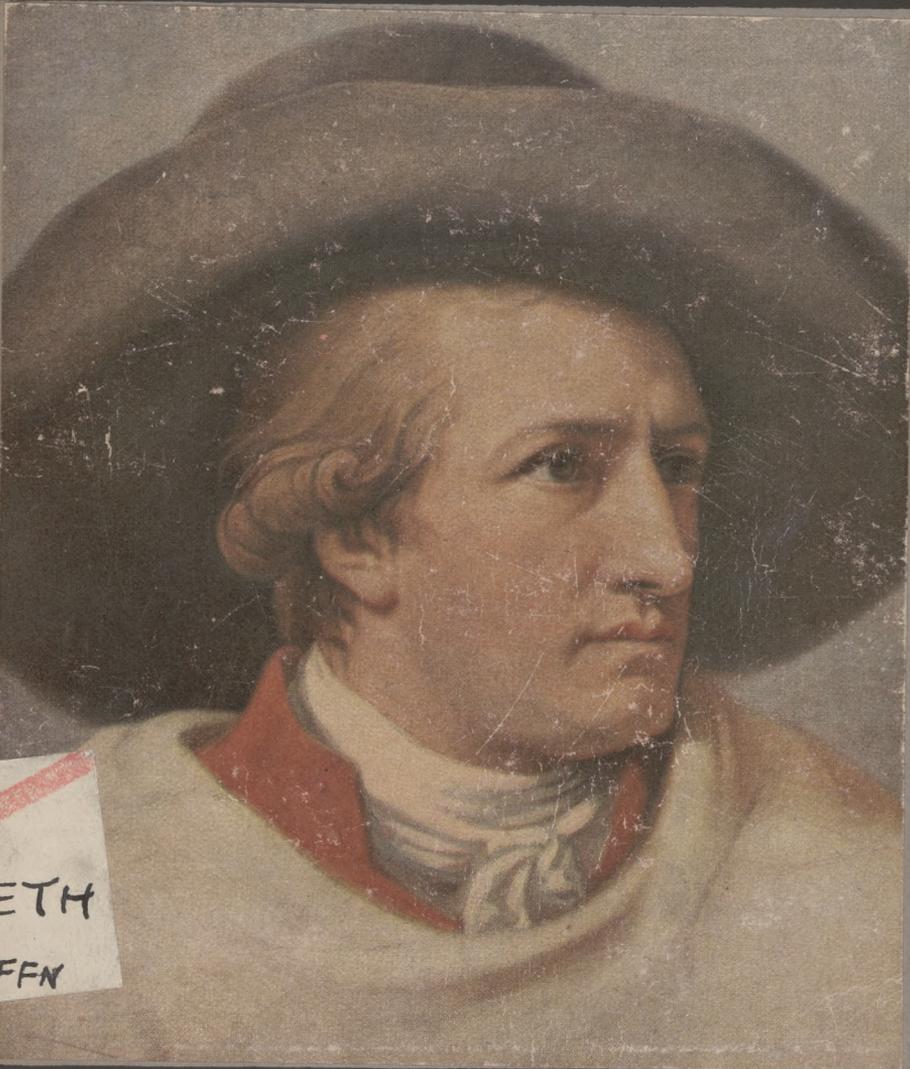


Goethe



B
GOETH
HÖFFN

Velhagen & Klasing's Volksbücher Nr. 104/105

Umschlagbild: Goethe in Italien
Ausschnitt aus dem Gemälde von Joh. Heinr. Wilhelm Tischbein
im Städelschen Kunstinstitut zu Frankfurt a. M.

O. Schiller,
Stud. Heft

1039048

Goethe

Von Johannes Höffner

Mit 130 Abbildungen
darunter 15 farbigen



Bielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing

Nr. inwent. ^{K-} 983



L/3326



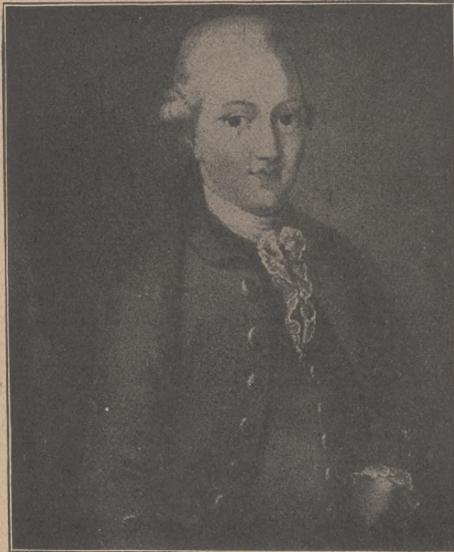
1. Der junge Goethe

So ist es also, wenn ein sehrend Hoffen
Dem höchsten Wunsch sich traulich zugerungen,
Erfüllungspforten findet flügeloffen! — — —
Nun aber bricht aus jenen ew'gen Gründen
Ein Flammenübermaß — wir stehn betroffen.
Des Lebens Fackel wollten wir entzünden:
Ein Feuermeer umschlingt uns! Welch ein Feuer!

Wir sind heute gewohnt, uns die Mutter Goethes nach seinem eignen totgekehrten Wort nur als die „Frohnatur mit der Lust am Fabulieren“, als treffliche, verständige Vertreterin einer rühmlichen Bürgertüchtigkeit und eines rationalen alttestamentlichen Glaubens vorzustellen, als humorvolle Matrone von Kopf und Herz und als die geschäftige, wirkliche Hausfrau aus Hermann und Dorothea. Viel für eine gewöhnliche Frau, aber zu wenig für die, die Goethe das Leben gab. In dem Bestreben, die Quellen seiner wunderbaren Eigenart zu finden, geht der Dichter selbst nicht auf die Mutter, deren Wesen er unter der irreführenden Außenseite gar nicht zutiefst erkannt zu haben scheint, auch nicht auf den hochverehrten Großvater Textor zurück, sondern tastet sich, im Drange, etwas, das da sein muß, zu finden, in immer tiefere Dunkelheiten. Nach Gassengeschwätz und einer einst gesehenen Miniatur glaubt er den Schlüssel seines Wesens in der Abstammung von einem Manne höchsten Standes zu finden, der einst seine Großmutter Cornelia geliebt habe und dem die Goethes ihren Reichtum verdanken sollten.

Er hält es sogar der Mühe wert, in eine Biographie, die im Schleier der Dichtung an der Hand der Wahrheit leitet, Unbestimmbares, selbst Unwahrscheinliches aufzunehmen, erfreut, in der Entwicklung seiner Persönlichkeit, den Punkt, wo er feststehen kann, gefunden zu haben.

Wenn wir von des Va-



⊗ Johann Wolfgang Goethe
Ölgemälde um 1765 von unbekannter Hand ⊗

ters Bildungsphilisterdrang absehen, der sich, ein Zeichen, daß man nichts auf der Welt belächeln oder gering achten soll, im Sohn zu jenem herrlichen Universalismus entwickelt, der das All zu umfassen strebt, verdankt unser größter Genius tatsächlich alles dem reichen Urgrund der mütterlichen Natur.



Goethes Großvater, Johann Wolfgang Textor. Steindruck von F. G. Vogel nach dem Gemälde von A. Scheppem (1763)
Aus dem „Goethe-Bilderbuch“ (Schulze & Co., Leipzig)

Goethes Mutter gleicht jenen tönernen Gebilden der antiken Sage, die in ihrem Innern marmorne Gestalten von göttlicher Hoheit bargen, die nur das Auge Auserwählter erblickte. Kein äußerlich gesehen wohnt in dieser Frau bei allen liebenswerten Seiten ihres Wesens, bei aller herrlichen, erfrischenden Tüchtigkeit ihrer gesunden Natur eine Leidenschaft, ein ängstliches Bemühen, dem Werden durch Sterben, der Neugestaltung durch läuternden Schmerz aus dem Wege zu gehen, eine arme Philosophie des sich Abfindens, der philiströs schlauen Kompromisse, die auch die erhabene Gestalt des Sohnes in seinen späteren Jahren mit einer schal gewordenen Lebensflugheit entstellt. —

Aber das ist das Sichtbare, das Äußerliche. Denn unter aller billigen Altersphilosophie lebt in Goethes Mutter eine Liebe fort; ein wundervolles geheimes Etwas, eine Naturkraft, deren murmelnde Stimme mit leisem Raunen die Werktagsgeschäfte und Freuden übertönt, rinnt als tiefer, gewaltiger Unterstrom durch das Unbewußte: das Beste ihrer Seele wird genährt durch einen mystischen Zusammenhang mit fernen, ewigen Quellen . . .

Wenn eine freundliche Fügung der Greisin nicht Bettinens trotz aller Verschrobenheiten so gefühlstiefe Seele zugeführt hätte, so würde das Bild der tüchtigen, wohlhabigen, etwas bequemeren, mutterwichtigen und lebensflugen Bürgerfrau die wesentlichen tiefgründigen Züge, die uns den abgrundtiefen Dichter des Schönsten unserer Literatur zu erklären vermögen, völlig verdrängt haben. Denn es kann dem, zu dessen täglicher Arbeit es gehört, die Bedingungen, unter denen das Große geboren wird, zu verfolgen, nicht zweifelhaft sein, daß aus der pflichtmäßigen, schuldigen ehelichen Liebe der siebzehnjährigen kleinen Schwärmerin zu dem fast zwanzig Jahre älteren, wohlweisen und trockenen Gemahl allein schwerlich der Götterliebbling geboren sei: Goethe ist ein Kind der Sehnsucht, des kurzen Blüentraumes einer ersten und einzigen Liebe, einer „Leidenschaft, die schon im Ent-

stehen eine Schimäre war“, zu dem schönen, unglücklichen Kaiser des sterbenden Reiches, zu Karl VII. Diese Liebe, die von nichts als Blick und Gruß gelebt hat, unaussprechlich holdes Gebild eines aus den Niederungen des Philisteriums aufstrebenden jungen Gefühls, hat alles Wirkliche im Herzen jener uns sonst nur als resolute und naivegoistische Matrone bekannten Frau überdauert und wie der süße, wehmütige Ton des fernklagenden Posthorns ihr Leben bis zuletzt durchtönt; diese Liebe hat uns auch den herrlichen Dichter, den wir in Ewigkeit lieben, gegeben. Der Herr Geheimrat der wohlstilisierten Perioden, Exzellenz, sind der Sohn des kaiserlichen Herrn Rats und der tüchtigen Frankfurterin, die wir als die Frau Rat kennen; aber die Gestalt, die ein Gespieler seliger Naturen göttlich unter Göttern vor unsern Augen wandelt, mit den dunklen Augen des schwermütigen Idealbildes, wie jenes Kind der Wahlverwandtschaften, das die Augen des fernen Geliebten auf die Welt bringt, ist geboren aus der unirdisch geistigen, hoffnungslosen Sehnsucht einer reinen, jungen Seele zu dem Unerreichbaren, Todgeweihten.

Goethes Urgroßvater Johann Wolfgang Textor, früher Professor der Rechte zu Altorf, dann als Syndikus nach Frankfurt berufen, eine stattliche Erscheinung in der pomphaften Tracht der Allongeperücken und Spizen, scheint ein temperamentvoller Mann noch in den Jahren gewesen zu sein, in denen sonst das Gefühl der Vernunft zu weichen pflegt: 55 Jahre alt und Vater erwachsener Kinder, führte er ein ganz junges Mädchen als zweite Gattin in sein Haus. Nach zwei Jahren aber entwich die junge Frau und hinterließ eine Schuldenlast von 2000 Gulden, und der Schneidermeister Georg Goethe befindet sich mit unter den Gläubigern, die gegen den verlassenen Gatten klagbar werden. Der Onkel dieses Mannes, Elisabeths Vater, der Stadtschultheiß Johann Wolfgang Textor, ist dank der liebevollen Schilderung in Dichtung und Wahrheit



Goethes Großmutter, Anna Margarethe Textor, geb. Kindheimer. Steindruck von F. C. Vogel nach einem Gemälde von unbekannter Hand. Aus dem „Goethe-Bilderbuch“ (Schulze & Co., Leipzig)



Goethes Geburtshaus mit dem Nebenhause vor dem Umbau
(1755/56). Zeichnung von Carl Theod. Reiffenstein

in schönen und kräftigen Umrissen auf die Nachwelt gekommen.

„Er sprach wenig,“ sagt Goethe von ihm, „zeigte keine Spur von Heftigkeit; ich erinnere mich nicht, ihn zornig gesehen zu haben. Alles, was ihn umgab, war altertümlich. In seiner getäfelten Stube habe ich niemals eine Neuerung wahrgenommen. Was jedoch die Ehrfurcht, die wir für diesen ehrwürdigen Greis empfanden, bis zum Höchsten steigerte, war die Überzeugung, daß derselbe die Gabe der Weissagung besitze, besonders in Dingen, die ihn selbst und sein Schicksal betrafen. Wir alle wußten, daß er durch be-

deutende Träume von dem, was sich ereignen sollte, unterrichtet werde.“ So wurde ihm seine Wahl zum Schöffen wie zum Schultheißen vorher angezeigt. Die Träume waren übrigens völlig prosaisch, einfach und ohne Spur von Phantastischem oder Wundersamem.

Alles in allem ein rechter Typus des deutschen Gelehrten, der, von strengem Pflichtgefühl und der wahren, uns heute leider abhandkommenden Wertschätzung geistiger Güter erfüllt, trotz hoher äußerer Ehren in einfachen Verhältnissen sein Leben beschließt. Den ihm angetragenen erblichen Adel lehnte er in richtiger Beurteilung seiner Lage ab: seine Töchter würden, da sie arm wären, durch ihren Adel Bürgerliche abschrecken und Adelige nicht bekommen, obwohl für ihn persönlich, da seine Schwester und sein Bruder in Familien des reichstädtischen Adels geheiratet hatten, der Entschluß wohl eine Überwindung bedeutete.

Einmal ist der Mann, den der Enkel „sich nicht erinnert heftig gesehen zu haben“, in Zorn geraten: als sein Schwiegersohn, der kaiserliche Rat Goethe, in verblendeter Parteinahme für Friedrich den Großen dem Stadtschultheißen vorwarf, er habe sich von den Kaiserlichen bestechen lassen. „Textor warf ein Messer nach ihm, Goethe zog den Degen“, bei einem sonst so ruhigen und beherrschten Mann ein großartiger und wahrhaft imposanter Zug.

Der Mutter Freude waren alte Sagen und Märchen, von denen sie einen großen Schatz besessen haben muß und die sie Wolfgang, selbst fast noch Kind, tagaus tagein erzählte und durch diese Zeugnisse dichterischer Kraft, aus der lebendigen Seele des Volkes entsprossen, den Sinn des Kindes unbewußt auf das Echte, Ursprüngliche der Dichtung hingelenkt hat. Herder hatte in Straßburg leichtes Spiel, dem jungen Goethe das Ohr für die herbe Schönheit des Volksliedes zu öffnen, und Märchenworte „vor mir der Tag und hinter mir die Nacht“ blitzen zuweilen wie Sonnenstrahlen aus seligen Kindheitsstunden in den Dichtungen unseres Größten auf.

☒

☒

☒

Goethes eigentliches Dasein beginnt schon Jahre vor seinem eigentlichen Eintritt ins körperliche Leben.

Die alte Reichsstadt rüstet sich zu ihrem höchsten Recht: der Kaiser des heiligen römischen Reichs kommt zur Krönung nach Frankfurt. Die alte Zeit steigt in ihrer ganzen Pracht herauf!

Ganz Frankfurt ist in einem Taumel der Freude und Begeisterung; kein Herz bleibt ungerührt beim Anblick der jungen, ergreifenden Gestalt. Das Wirkliche ist nicht mehr da, das Märchen herrscht. Aus dem Brunnen quillt roter und weißer Wein, am ungeheuren Spieß dreht sich der gemästete Ochse für jedermann. Aus der Luft regnet es Gold und Silber; das schimmernde Korn, der Segen der Felder wird ausgeschüttet für die Armen. Im Kaisersaal hält die Majestät Tafel, und 44 Grafen tragen auf goldenen und silbernen Schüsseln das Mahl auf. — Auf der Galerie steht in verängstigter Seligkeit das knospende Kind, das in wenigen Jahren bestimmt



Goethes Elternhaus vom Strichgraben aus, nach dem Umbau. Aquarell von F. W. Delfkeskamp im Goethe-Nationalmuseum zu Weimar

war, Goethes Mutter zu werden, im kurzen Röckchen, mit pochendem Herzen wie Aschenputtel und weint vor Lust und Schmerz, wenn ein Blick aus den traurigen kaiserlichen Augen es trifft.

Es ist offenbar, daß diese holde, unirdische und nie von ihrem kindlichen Zauber entkleidete Liebe keine andern Gefühle im Herzen des verträumten Kindes hat aufkommen lassen. Und während ihr zärtlicher und sehnsüchtiger Blick, nach innen gewendet, der Hoheit des toten Ideals im Wachen und Schlafen gedachte, zog die Prosa des Lebens die Kreise enger um die sichere Beute. Dem armen Mädchen erstet ein wohlhabender Bewerber; ein Mann in vorgerückten Jahren, der fast ihr Vater hätte sein können, von ehrenhaftem Charakter und ansehnlichem Titel, wirbt um die siebzehnjährige, die, halb Kinderspiele, halb Gott im Herzen, noch ein wahres Pflanzenleben führt. Im Ohr den klagenden Schall der Totenglocken des unerreichbaren Geliebten, die Seele lebend in den lieblichen Träumen einer unschuldigen Mädchenphantasie, wird sie aus den Schleiern, die ihr die Welt verhüllen, in das grelle Licht des Alltags gestellt. Ohne viel nachzudenken, folgt sie als gehorsames Kind dem, was der Herr Vater und die Frau Mutter über sie befinden, damit sich die Zusage des Gebotes, das allein Verheißung hat, erfülle, und nach Gärten voll fremder Schönheit, in der jede Blume spricht und jede Quelle flüstert, breitet sich die dürre Sandwüste des ödesten Ehelebens vor ihren erschreckten Augen aus.

Am 20. August 1748 führt der langweilige und würdige Herr Bräutigam die zitternde Braut über seine Schwelle, nachdem der fromme Senior Fresenius von der „Würdigkeit des Ehestandes“ gar erbaulich gehandelt hat.

In einem Garten war die Hochzeit gefeiert worden; mit hoher obrigkeitlicher Genehmigung ward das Paar in dem Gartenhaus getraut. Aus dem blühenden, grünen Paradies heraus trat sie in das „dunkle Haus in der Hirschgasse“.

Und wenn sie oben an dem Fenster stand, aus dem sie auf die unübersehbare Fläche von Nachbargärten, die sich bis an die Stadtmauer hinstreckten, hinabsah, wenn über den grünen Wipfeln die Donner rollten, der segnende Regen niederrauschte oder die Sonne in Gold und Purpur hinter ihnen unterging, so erregte das in ihr wie später in ihrem Sohn ein „Gefühl der Einsamkeit und daraus entspringender Sehnsucht“; das „Ernste und Ahnungsvolle, das die Natur in mich gelegt hat“, wie Wolfgang sagt, mag damals sein wundervolles Dunkel um die Seele, die sich geheimnisvoll unter ihrem Herzen zu bilden begann, gezogen haben. Draußen lag die Ferne, das Unerreichbare, das Wunderbare, das es irgendwo auf der Welt geben mußte, das Glück, die Schönheit, die Freude — und sie war festgebannt in das alte, winkelhafte, düstere Haus, das keinen Garten hatte, und stand mit ihrer siebzehnjährigen Sehnsucht und ihrem Traum von Glück da, angewiesen auf den „gern didaktischen“, würdevollen Gemahl und die Aussicht in fremde Gärten.

Aber es war doch wenigstens der Ausblick da.

Und wie sie in dem frommen Glauben ihrer Kindheit sich ganz als Kind des großen Vaters fühlte, so fand sie sich, überzeugt, daß alles zum besten geschehe, bescheiden mit dem ab, was unabänderlich war.

In dem zweiten Stockzimmer, das später des Sohnes „liebster, wenn nicht trauriger, doch sehnsüchtiger Aufenthalt war“, schuf sie sich mit „wenigen Gewächsen“ die Illusion eines Gartens und mag oft dort geseffen haben, die zarte und noch so kindliche Gestalt gebückt unter der Last früher Mütterlichkeit, umgeben von den Pflanzen, deren rührendes Leben dem knospenden Leben in ihrem Schoß gleich, und den Blick gerichtet in jene Gefilde, aus denen der Atemzug der grünen Erde zu ihr hinaufdrang:



Die Goethesche Familie. Gemälde von Joh. Konr. Seefas im Goethe-Nationalmuseum zu Weimar

Betrachte, wie in Abendsonne-Blut
 Die grünumgebneen Hütten schimmern!
 Sie rückt und weicht, der Tag ist überlebt,
 Dort eilt sie hin und fördert neues Leben.
 O daß kein Flügel mich vom Boden hebt,
 Ihr nach und immer nach zu streben!
 Ich sah' im ewigen Abendstrahl
 Die stille Welt zu meinen Füßen,
 Entzündet alle Höhn, beruhigt jedes Tal,
 Den Silberbach in goldne Ströme fließen . . .
 Ach! zu des Geistes Flügeln wird so leicht
 Kein körperlicher Flügel sich gesellen.
 Doch ist es jedem eingeboren,
 Daß sein Gefühl hinauf und vorwärts dringt
 Wenn über uns, im blauen Raum verloren,
 Ihr schmetternd Lied die Lerche singt;

Wenn über schroffen Fichtenhöhen.
Der Adler ausgebreitet schwebt
Und über Flächen, über Seen
Der Kranich nach der Heimat strebt.

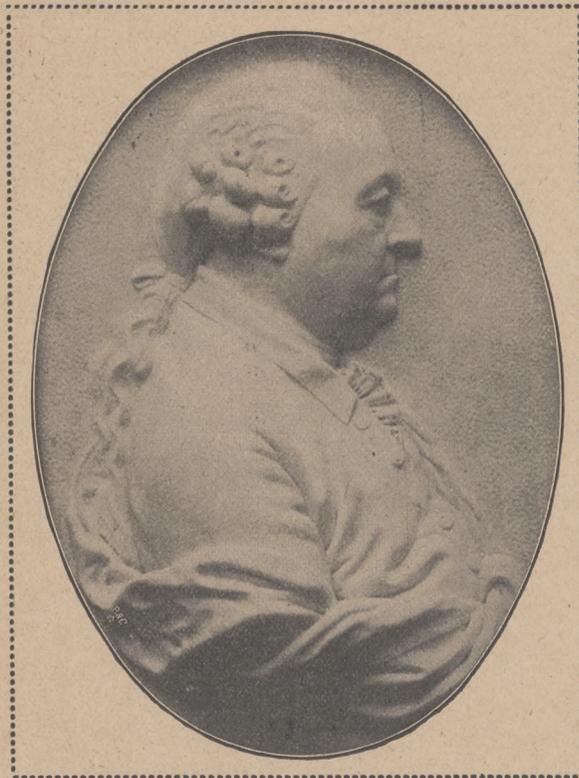
☒

☒

☒

So ging der Sommer 1749 dahin, und der Erntemonat senkte sich zum Ende. Da wurde am 28. August das erste Kind geboren, der Sohn. Das bunte Röckchen mit Streifen von Blumen durchwirkt, das Flormützchen mit silbernen Blümchen geschmückt, in dem der kleine Gast aus seliger Fremde zur Kirche getragen werden sollte, lag bereit, die alte Wiege wartete mit den weichsten Linnen. Die Zeichen des Himmels lächelten wunderbar, die freundlichen Gestirne Jupiter und Venus zeigten sich günstig, und trotzdem schien das junge Leben verloren: das Kind kam ohne Atem zur Welt.

Dieses geliebte, mit Sehnsucht erwartete, unter Qualen, die den Körper der Achtzehnjährigen mit übermenschlichen Leiden zerrissen, geborene Kind unschuldiger und zarter Träume schien tot.



Goethes Vater, Johann Kaspar Goethe. Relief von Joh. Peter Melchior

Schweigen, Besitzung herrschten. Bis endlich nach angstvollen Minuten ein leiser Hauch das starre Körperchen belebt und der Jubelruf der betagten Großmutter: „Eli-sabeth, er lebt!“ die junge Mutter in die Seligkeit aller Himmel reißt. „Da erwachte mein mütterliches Herz und lebte seitdem in fortwährender Begeisterung bis auf diese Stunde. Und soll ich die Vorsehung nicht dankend anbeten, wenn ich bedenke, daß ein Leben damals von einem Lusthauch abhing, daß sich jetzt in tausend Herzen befestigt hat, in mir nun das einzige ist?“

Es wird die Spur von seinen
Erden tagen
Nicht in Aonen untergehn.

☒ ☒ ☒

Am 7. Dezember 1750 wurde Cornelia geboren, jene strenge Erscheinung voll Iphigenienhoheit, die, selbst unglücklich, den von Furien Umgetriebenen zu trösten weiß, ein Kind der Pflicht, in „dessen Wesen nicht die mindeste Sinnlichkeit“ lag, der Liebling des Vaters, während die Mutter den Schlüssel zu ihrem Wesen nicht fand.

Noch vier Kinder folgten: 1753 Jakob, den im Alter von sechs Jahren die Blattern hinwegrafften, 1754 Elisabeth, nach der Mutter genannt und als einjähriges Kind verstorben, Maria, 1757 geboren

und 1759 gestorben, ein besonders schönes Kind, und Georg Adolf, 1760 geboren und schon nach acht Monaten wieder verschieden.

Jakob wird von Goethe in Dichtung und Wahrheit erwähnt als ein Knabe von „zarter Natur, still und eigensinnig“, mit dem er nie ein eigentliches Verhältnis hatte. Die beiden Ältesten, in der Eigenheit ihrer Veranlagung einander wunderbar ergänzend, gingen, wie es scheint, so völlig ineinander auf, daß für den Kleineren wenig Raum in ihren Spielen war. Frau Kat berichtet auch selber, Wolfgang habe deutlich Zeichen von Ärger über die Tränen und Klagen beim Tode des kleinen Jakob von sich gegeben. Offenbar ein erster Versuch des Knaben, das Traurige, das seine Ruhe störte, fortzuschieben, wie später der Mann es gehalten hat. Auf die vorwurfsvolle Frage der Mutter, ob er den Bruder denn nicht lieb gehabt, antwortete er, indem er unter dem Bett eine Menge beschriebener Papiere hervorzog: dies alles seien Lektionen gewesen, den Bruder zu lehren. —

Vorerst war die mädchenhafte Mutter selbst noch ganz Kind mit ihren Kindern.

Der tiefste Zug ihrer Seele ging der Freude nach, und selbst stets „heiter und froh“, wie der Sohn ihr nachrühmt, hatte sie an nichts



Goethes Mutter, Katharina Elisabeth Goethe, geb. Tector
Steindruck von F. C. Vogel

mehr Lust, als die Kinder froh zu sehen. Ihre beste Pädagogik war Liebe, Versprechung und holde Schmeichelei. Sie scheint sich dem Sohne früh untergeordnet zu haben; zuweilen klingt es durch ihre Berichte wie von leiser Tyrannei ihres reizenden Götterknaben. Offenbar bewegte sie in ihrem Herzen die heimlichen Verheißungen Gottes, in kindlicher Naivität für dieses Kind ihrer Entsagung, ihrer Schmerzen, ihrer heimlichen Seligkeit alle Erfüllungen erwartend, die „die Sterne bei seiner Geburt versprochen hatten“.

Es ist uns nicht berichtet, daß sie Wolfgang je geschlagen oder hart angelassen hätte; ihre Erziehungsmittel waren Pflirsche und die bekannten Frankfurter Brenten.

In dem untern Hausflur, der durch ein Holzgitter Luft und Frische empfing, spielten die Kinder umher neben der Mutter, die nähte oder strickte, und der Salat lesenden oder Gemüse puzenden Köchin, antworteten durch die Stäbe der Sprossentür hindurch dem Zuruf der Vorübergehenden und knüpften Bekanntschaften mit guten Nachbarn an. Besonders mit den Brüdern von Ochsenstein, drei gegenüber wohnenden, unverheirateten älteren Herren, die trotz ihrer ersten und abgeschlossenen Lebensweise stets zu Scherzen mit den niedlichen Nachbarkindern aufgelegt waren und den kleinen Wolfgang auch zu jener reizenden Episode verführten, die der Olympier später mit ebensoviel Witß als Behagen erzählt.

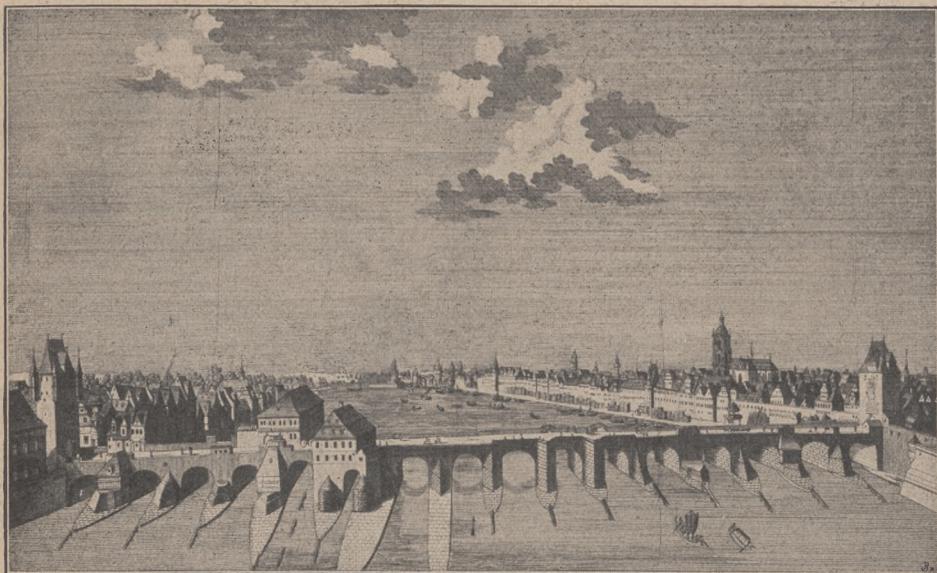
Etwas später war es wohl, daß das Puppentheater den Kindern von der zärtlichen Großmutter geschenkt wurde, „jenes verwünschte Puppenspiel“, das sich nachmals Frau Elisabeth vom verdrießlichen Vater mußte vorwerfen lassen, da es dem Sohn nur Geschmack am Schauspiel beigebracht habe.

Der Sohn hat uns in Wilhelm Meister die schöne Schilderung gegeben, wie das wunderbare Spielzeug zum erstenmal in die Erscheinung trat.

☒ ☒ ☒
In allen kleinen Händeleien zwischen der Vernunft des Erziehers und der kindlichen Natur stand die Mutter als wahres Kind von Genieland stets auf seiten der Kinder, die sie so tief verstand, deren verborgenes Leben sie so freudig mitlebte.

Der Vater: der Ernst, die Ausdauer, der grämliche Verstand, der immer mäfelte, die „alte Schwiegermutter Weisheit“ in Maskulinum. Und die Mutter: das Licht, die sonnige Wärme, das unbefieglische Temperament, das „alles, aber keine Sorgen vertragen“ konnte, die tausendfarbige Phantasia.

An ihr Herz gedrückt hält sie den Erstgeborenen und berührt sein dunkles Auge mit dem Zauberstab ihres Gemütes; da sieht er hinein in die Wunderlande der Märchenwelt. Ringsum versinken Prosa und Alltag, „uralte Türen“ tun sich auf; aus dem Waldesdunkel winkt es, über zauberische, stille Wasser legen sich weiße Brücken, auf goldenem, schwankendem Boden spielt das Kind und hört unter sich „das Wasser rieseln und die Fische plätschern“. Die Poesien zweier Hemisphären



❀
 Ansicht von Frankfurt mit der Mainbrücke, ungefähr zu Goethes Jugendzeit
 Stich im Frankfurter Goethe-Museum
 ❀



Huldbigung der Stadt Frankfurt auf dem Römerberg für den neuerwählten Römischen Kaiser Karl VII.
 Stich im Frankfurter Goethe-Museum



strömten aus ihrem Herzen hinüber in das des Sohnes: die Muse küßt ihn zum erstenmal. Seine Augen hängen an den Lippen der Märchenerzählerin, sein Herzchen schlägt laut unter der Halskrause, und der ganze kleine Mensch steht zitternd vor Verlangen, noch mehr, noch mehr von all den süßen Wundern, die sich nie und nirgends begaben, aufzufangen.

Ebenso aber hat die Mutter als berufene und verordnete Verwalterin der Geheimnisse des Glaubens ihr Kind in die ehrwürdigen Hallen der Religion zuerst eingeführt, sie, deren eingeborenes Gefühl sie so einfältig hinzog, mit dem Vater ihrer Seele in ein inniges Verhältnis zu treten, so gut es die Vernunftformeln der damaligen Kirche vermitteln konnten. Daher gesellte sie sich gern den Kreisen zu, die sie durch „Originalität, Herzlichkeit, Beharren und Selbständigkeit“ anzogen; den Messias Klopstocks mußte sie durch List und Wachsamkeit den Augen des Mannes, der auf reimlose Dichtung schlecht zu sprechen war, entziehen, um ihre Kinder in den erhabenen Gesichtskreis des seraphischen Sängers geleiten zu können. Sie hat, wie sie zuerst die Händchen des Kindes sich falten lehrte, auch in das „von Natur zur Ehrfurcht geneigte“ Gemüt des Knaben den lebendigen Keim der großen und umfassenden Religiosität gelegt, ohne den uns dieser universale Geist der bedeutendsten Tiefen ermangeln würde. So wie wir gerührt des Kindes „zu seinem Schöpfer sich aufsehendes Gemüt“ in der reinen Opferflamme, die er auf dem „schönen rotlackierten und goldgeblühten Musikpult“ der Mutter entzündet, hinauf zu der ewigen Sonne streben sehen, so hat der Glaube des Mannes, der aus der „Kirchen ehrwürdiger Nacht“ eigene Wege zu dem Allerschaffer und Allhalter suchte, ein ergreifendes Bild von der Sehnsucht gegeben, von der Sehnsucht zu dem, der uns zu sich geschaffen hat.

Auch die Worte, die der nach Leipzig reisende Student der Mutter ins Stammbuch schreibt, lassen auf tiefe, seelische Zusammenhänge schließen, die in diesem spröden Alter bis in die Kindheit hinabreichen müssen:

Das ist mein Leib, nehmt hin und esset,
Das ist mein Blut, nehmt hin und trinkt,
Auf daß ihr meiner nicht vergeßet,
Auf daß nicht euer Glaube sinkt.
Bey diesem Wein, bey diesem Brod
Erinnert euch an meinen Tod.

Jfurt., d. 30. Sept. 1765.

Zum Zeichen der Hochachtung und Ehrfurcht setzte
dieses seiner geliebtesten Mutter
J. W. Goethe.

Auch aus der tiefen, befeelten Darstellung Goethes von der Geschichte der Erzwäter scheint ihre gemütvollte Art der Erzählung biblischer Geschichten herauszublickten. —

Alternd im Besitz des Sohnes, „der die Welt mit seiner Unsterblichkeit ausfüllen konnte“, läßt Bettina sie erzählen: „Ich hab's im Mutterleib schon gespürt, was aus meinem Kind wird werden und hab'

auch keinen Augenblick daran gezweifelt, seit er auf der Welt war, daß es zu ihrem Heil werde sein. Warum? Meine Gedanken waren immer aufs unverschuldete Naturleben gerichtet, wo ich den Verkehrtheiten aus dem Wege rücken konnte, denn nie hab' ich heller empfunden, wie sehr das Geschick des Menschen ins Gedräng kommt bei dem Lehren und Predigen verkehrter Grundsätze, als während ich auf meinen Sohn



Wolfgang und Cornelia Goethe. Ölgemälde von Joh. Konr. Seefas (Frankfurt um 1762) im Frankfurter Goethe-Museum

Ich ist mein Lieb, wofür ich mich verloh.
 Ich ist mein Blut, wofür ich mich verloh.
 Auf daß ich, wann ich nicht sterben soll,
 Auf daß ich nicht nur Glauben find.
 Ich ist mein Leben, bei dem ich bin,
 Ich ist mein Leben, bei dem ich bin.

Zum Gedenken des Hochwirdigen
 und Gütigen, hochwirdigen
 Mannes geliebten, Frau Mutter
 J. W. G.

J. W. G.
 1766.

Aus dem Stammbuch der Frau Rat. Eintrag des Sohnes vom 30. September 1765, als er das Elternhaus zum erstenmal verließ. Handschrift im Goethe-Nationalmuseum zu Weimar

gewartet hab', daß der das Licht der Welt sollt erblicken. Und mein
 sehndes Gebet war stets, daß sein Dasein, seine Seele einst eine Beweis-
 führung für das alles sein möchte, was ich in der Natur als heilige
 Widerlegung ihrer verkehrten Erziehung, ihrer Umschaffung des Menschen-
 geschlechtes empfand. Ob schon nun als die pedantischen Unglücksseher
 haben die Händ' überm Kopf zusammengeslagen über meine unpäda-
 gogischen Grundsätze, so ließ ich mich's nicht anfechten, denn ich hielt
 mich an die Natur, die mein Gebet gleichsam aus mir herausgelockt
 hatte, so wußt' ich also, wonach ich mich sehnte, auf was ich hoffte,
 das war die Wahrheit. Und vom ersten Augenblicke, da er geboren
 war, ist mir über alle Dinge ein ander Licht aufgegangen und hab' erst
 meine wahre Erziehung genossen in dem unschuldigen, heldenmütigen
 Übermut meines Sohnes, der alles Große auf der Stelle bewahren
 zu können keinen Augenblick zweifelte und der mit allen Kräften auch
 dahin strebte, daß was sein Gefühl einmal berührte, das ward eine
 Flamme in ihm, in der er den eigenen Sinn erhoben hat über das
 Gewöhnliche."

Mit solch heftiger Inbrunst wandte sich ihr Innerstes dem ihr
 gebliebenen Sohn zu, der ihrem alttestamentlichen Sinne der Sohn
 der Verheißung war.

In seiner Kleidung war der kleine Wolfgang, wie die Mutter
 erzählt, ganz entsetzlich eigen. „Ich mußte ihm täglich drei Toiletten
 besorgen. Auf einen Stuhl hing ich einen Überrock, lange Beinkleider,
 ordinäre Weste, stellte ein paar Stiefel dazu; auf den zweiten einen

Frack, seidene Strümpfe, die er schon angehabt hatte, Schuhe usw.; auf den dritten kam alles andere nebst Degen und Haarbeutel. Das erste zog er im Hause an, das zweite, wenn er zu täglichen Bekannten ging, das dritte zum Gala. Kam ich nun am anderen Tage hinein, da hatte ich Ordnung zu stiften, da standen die Stiefeln auf den feinen Manschetten und Halskrausen, die Schuhe standen gegen Osten und Westen, ein Stück lag da, das andere dort; da schüttelte ich den Staub aus den Kleidern, legte frische Wäsche hin, brachte alles wieder ins Gleis.“ Zu Pfingsten schritt er dann in den neuen Sommerkleidern gravitatisch einher, die ihm „die lieben Eltern hatten auf das Fest machen lassen“, in den Schuhen von sauberem Leder mit großen silbernen Schnallen, den feinen Strümpfen, schwarzen Unterkleidern von Serge, dem Rock von grünem Vertan mit goldenen Belleten und der goldstoffenen Weste „aus des Vaters Bräutigamsweste geschnitten, frisiert und gepudert, so daß ihm die Locken wie Flügelchen vom Kopf standen“, wie auf dem Seefatzschen Bilde, mit jenem Gang und jener Haltung, die auch später zuweilen die Welt in Verwunderung setzte, wenn der Dichter des Werther als sich steif tragender „Herr Geheimrat“ auftrat. Einst neckte ihn ein Freund, wie die Mutter erzählt, mit seinem Geradehalten, und wie er sich so sonderbar vor den anderen Knaben auszeichne. Aber unbeschämt antwortete er: „Hiermit mache ich den Anfang, und später werde ich mich mit noch allerlei auszeichnen.“

Solche Worte bewahrte die Mutter als

Göfner, Goethe.



Goethes Schwester Cornelia. Von Goethe selbst auf den Rand eines Korrekturbogens vom Götz (1773) entworfen. Im Frankfurter Goethe-Museum.



Kreditbrief auf eine große Zukunft sorgfältig in ihrem Gedächtnis auf; und während in dem früh verschlossenen Gemüt des Kindes die ersten merkwürdigen Lebenserfahrungen erwachsen, das Erdbeben von Lissabon ihn an Gottes und der Familienstreit um Friedrich den Großen ihn an der Menschen Gerechtigkeit etwas irre werden ließen, während aus einer für ein Kind erstaunlich kühlen Beobachtung der erste Keim der Nichtachtung des Publikums erwuchs und die Märchenwelt der Mutter im Puppenspiel Gestalt gewann, erwog sie unter ihrer Arbeit gedankenvoll, was ihrer Seele verheißen war.

Über diesem glücklichen Zustand zogen sich schon Wolken zusammen. Die Freie Stadt, vor deren „Territorium selbst der Kaiser allemal Halt machen mußte und im Lager unter freiem Himmel mußte kampieren, bis in den Mauern ausgemacht war, ob wir ihn wollten oder nicht“, befand sich urplötzlich in den Händen der Franzosen. Fast kein Haus blieb ohne Einquartierung. Auch der Rat, begeisterter Verehrer Friedrichs des Großen und geschworener Franzosenfeind, mußte in sein (kaum im Umbau vollendetes) Haus fremdes Militär aufnehmen. —

Die Zeit verging. Die Kinder wuchsen heran.

Fast vierzehnjährig fühlt der frühreife Knabe zum erstenmal seinen kleinen Feind, Amor, die Flügelchen bewegen. Die Umstände der Gretchenperiode sind zu bekannt, um des längeren erzählt zu werden.

Der Mutter Angst und Entsetzen waren groß. Wenn sie, um Ruhe und Frieden zu halten und die Gespenster des Mißmutes, die ihren gereizten Mann ohnehin so oft quälten, nicht heraufzubeschwören, allerlei Streiche des Sohnes vertuschte, selbst nächtliches Ausbleiben, im festen Vertrauen auf „die Unschuld seines Übermutes“, verschwiegen hatte, so schien dieser geliebte Sohn, an den sie so fest geglaubt hatte, jetzt ein lockrer Zeisig geworden zu sein, dem in schlechter Gesellschaft wohl war und der das ehrenvolle Zutrauen in seine höhere Art in einer Weise mißlohnt hatte, daß die Strenge der Gesetze in Anwendung kommen zu sollen schien. Oben in der Mansardenstube, die Wolfgang nachmals gezeichnet hat, in dem früher Thorane das Atelier für die von ihm beschäftigten Künstler eingerichtet hatte, lag er, lag er auf den Dielen und raste allen Jammer seiner jungen Schmerzen aus. Kaum daß Cornelia einmal zu ihm schlüpfte, um ihm Bericht zu erstatten über den Stand der Sache und seine gerechtfertigte Unschuld. Es war ja nicht gekränkte Ehre, sondern der erste Schmerz um die Geliebte seiner knabenhaften Jugend, die man ihm entriß; und die Erschütterung war so groß, daß er, bei dem die Leidenschaft für die Frau stets einen so breiten Raum einnahm, auch körperlich heftig erkrankte. Weder der „kräftige Trost“ der selbst getrösteten Mutter, noch die Verzeihung des eines Besseren belehrten Vaters mochten viel helfen.

Mit Recht schließt Goethe mit der volksliedschönen Gestalt des armen Bürgermädchens den ersten Teil seiner Lebensbeschreibung ab. Es ist das einschneidendste und für sein ganzes späteres Leben bedeutungsvollste Ereignis seiner Jugend.

Das Stadium des Lebens beginnt, wo nach „dem Willen der Natur, um für ihr eigen Selbst zu leben“, die Kinder von den Eltern sich lösen.

Der Heranwachsende „verliert seine unbewusste Glückseligkeit“. In jenen „schönen, belaubten Hainen, die sich zwar nicht weit und breit in der Gegend erstrecken, aber doch immer von solchem Umfang sind, daß ein armes verwundetes Herz sich darin verbergen kann, in der größten Tiefe des Waldes, bei den ältesten Eichen und Buchen weint“ er einen

Schmerz aus, den das erwachende Selbstgefühl am mütterlichen Herzen auszuweinen dem Jüngling verbietet. Es kommt die Zeit, in der Jugend zu Jugend sich gesellt, weil jene Sprödigkeit und Keuschheit des Gefühls, die die erwachende Seele schön macht, vor dem treuesten Herzen sich zu offenbaren eine Scheu empfindet und lieber Fremden sich zuwendet. Neben dem Hofmeister, an den er sich leidenschaftlich anschließt, fällt sein ganzes Herz der Schwester zu. — Denn wie stand es mit der Ehe der Eltern?

„Ein zwar liebevoller und wohlgesinnter, aber ernster Mann,“ sagt Wolfgang, „der, weil er innerlich ein sehr zartes Gemüt hegte, äußerlich mit unglaublicher Konsequenz eine eiserne Strenge vorbildete, damit er zu dem Zweck gelangen möchte, seinen Kindern die beste Erziehung zu geben, sein wohlgegründetes Haus zu erbauen, zu ordnen und zu erhalten; dagegen eine Mutter, fast noch Kind, welche erst in und mit ihren beiden Ältesten zum Bewußtsein heranwuchs; diese drei, wie sie die Welt mit gesundem Blick gewahr wurden, lebensfähig und nach gegenwärtigem Genuß verlangend.“ Ein solcher in der Familie schwebender Widerstreit verstärkte



Susanna Katharina von Klettenberg. Ölgemälde von Leibold, im Besitze von Dr. Kelschner in Frankfurt am Main

sich mit den Jahren. Der Vater verfolgte seine Absicht unerschüttert und ununterbrochen; Mutter und Kinder konnten ihre Gefühle und Wünsche nicht aufgeben.

Unter diesen Umständen war es natürlich, daß Bruder und Schwester sich fest aneinander schlossen und sich an die Mutter wandten, um die im Ganzen versagten Freuden wenigstens einzeln zu erhaschen.

Das Verhältnis des Sohnes zum Vater entwickelte sich nach und nach beinah zur „Impietät“, und kurz vor Wolfgangs Abgang zur Universität hatte sein geheimer Widerstand gegen den väterlichen Druck einen derartigen Umfang angenommen, daß er nach langen Jahren noch schreibt: „Die heimliche Freude eines Gefangenen, wenn er seine Ketten abgelöst und die Kerkergitter bald durchgefeilt hat, kann nicht größer sein, als die meine war; indem ich die Tage schwinden und den Oktober herannahen sah.“ Es war sein Traum, sobald als möglich sich auf eigene Füße zu stellen und die Schwester nachzuholen — Schimäre schnellfertiger Jugend, die vom väterlichen Wechsel lebt!

Endlich kam der ersehnte Tag, und mit der Undankbarkeit seines Alters ging der Sohn in die Welt hinaus. Die Mutter hatte sich



Goethes Studentenwohnung in der Großen Feuerfugel zu Leipzig. Aus dem Goethe-Bilderbuch (Schulze & Co., Leipzig)

naturgemäß seine Equipierung angelegen sein lassen. Alle Sachen waren vom besten Material und gut genäht, aber von schlechtem Schnitt. Denn da Frau Elisabeth nach eigenem Geständnis nicht viel Geschmack besaß, besonders wenig Witterung für die Mode hatte und in der großen Staats- und Lebensfrage der Toilette auf den Rat erfahrener Freundinnen angewiesen war, ließ sie die Garderobefrage für den Sohn lieber vom Vater lösen. Der Rat hielt nach seinen trefflichen Grundsätzen der rationellen Wirtschaftsführung stets darauf, einen gelehrten Schneider als Bedienten zu haben, der in seinen freien Stunden die Herrengarderobe anzufertigen hatte. Ein geschickter Schneider freilich zeigte schwerlich Lust, seinen einträglichen

Beruf aufzugeben, und so entstand aus wertvollen Stoffen und Zutaten selten ein Kunstwerk, und die Herren Goethe machten bisweilen recht interessante Figuren.

In Leipzig, dem Klein-Paris, „das seine Leute bildet“, wo der seine Ton der höheren Kreise dem Neuling die treuherzig derbe Frankfurter Art als unsagbar spießhaft und überwunden erscheinen ließ, passierte dann dem Herrn Studiosus das für seine Jahre Bitterste: er wurde wegen seines Anzuges geneckt. Auf's höchste empört wechselte das Söhnchen eines so ökonomischen Vaters seine gesamte stattliche Toilette gegen wenige Stücke einer stutzerischen Mode aus.



Käthchen Schönkopf. Nach einem vermutlich in Goethes Auftrag gemalten Miniaturbildnis.

☒

☒

☒

Leipzig hat auf Goethe keinerlei Einflüsse von entscheidender Wichtigkeit für sein späteres Leben gehabt. Auf der Universität waren Gellert und Gottsched, diese beiden typischen Kokophilister, ausschlaggebend. Gottsched, der pedantische Nachtreter der französischen Klassiker, forderte selbst bei dem damals noch in völliger Kokokoenge befangenen Studenten offenbar spöttische Empfindungen heraus, Gellert, ehrwürdig, wohlwollend und trotz mancher gleichfalls nicht abzuleugnenden Beschränktheit, die sowohl in der Zeit wie in seinem Charakter lag, ein wertvoller Mensch, erschien dem jungen Studenten des Rechts wohl menschlich liebenswert, aber er verdankt ihm lediglich die Verbesserung seiner Handschrift, die Gellert nicht müde ward ans Herz zu legen.

Die gewaltige von Frankreich ausgehende Strömung geistiger Werte, die später für ganz Europa verhängnisvoll werden sollte, war noch nicht im geringsten in dem stagnierenden Leben dieser Stadt der Wissenschaften zu spüren, die sich auch gegen Lessings und Herders bahnbrechende Arbeiten borniert und verständnislos verhielt. Shakespeare und Wieland wurden Goethe in Leipzig zwar bekannt, aber in seinen Gedichten aus jener Zeit (vgl. die Mitschuldigen) bewegt er sich trotzdem in dem veralteten Alexandriner Gottscheds und Corneilles. Ebenso sind seine Briefe in der damals herrschenden koketten und geistreich tuenden französischen Manier abgefaßt, zum Teil sogar in dieser Sprache selbst.

Auch seine Beziehungen zu den Leipziger jungen Mädchen, Rätchen Schönkopf usw. gehen über einen platten Durchschnitt nicht hinaus. Man kann die Zeit, alles in allem genommen, beinahe als verloren und verändelt bezeichnen — wenn bei einem Genie wie Goethe überhaupt etwas verloren gehen konnte. Nicht einmal für sein eigentliches Studium hatte er den nötigen Ernst und die nötige Zeit aufgebracht, und die Unregelmäßigkeit seines Lebens verursachte bei seiner keinesfalls kräftigen Natur einen Blutsturz.

Neben seiner unzweckmäßigen Lebensweise hat er auch durch unrationelle Diät und „naturgemäße Bestrebungen“, mit denen man also damals wie heut viel Unheil angerichtet zu haben scheint, aus mißverstandenen Anregungen Rousseaus — seinen „glücklichen Organismus derart verheßt“, daß die mißhandelte Natur, nachdem sie durch „widerlich Laune und krankhaften Eigensinn“ genugsam gewarnt hatte, sich durch eine lange Krankheitszeit rächte. Er lag mehrere Tage auf Leben und Tod — und kehrte dann nach dem mit tausend Masten vollzogenen Auszug, schwerkrank, gebrochen, gewissermaßen als Schiffbrüchiger, nach dreijähriger Abwesenheit 1768 in die Heimat zurück.

Sein jämmerlicher Zustand versetzte den cholertischen Vater in die bitterste Enttäuschung, und „die große Lebhaftigkeit“ des Sohnes, „durch Krankheit gereizt und erhöht“, verursachte „eine leidenschaftliche Szene“. Kaum vermochte die geängstigte Mutter, der bei diesem Anblick ihres „Hätschelhans“ auch ein Schloß voll goldner Träume zusammenstürzte, zu erreichen, daß man die Erörterung allerlei ärgerlicher Fragen bis auf die Zeit der „körperlichen und geistigen Beruhigung“ verschob.

Die mißlichen häuslichen Verhältnisse konnten dem Heimgekehrten nicht lange verborgen bleiben. Der Vater wurde bei dem gedrückten Wesen des Sohnes heftig und bitter; und die Verhärtung der Schwester, die dem Vater nicht verzieh, daß er ihr diese traurigen Jahre lang so manche unschuldige Freude vergällt hatte, erschien Wolfgang trotz seiner eigenen Gefühle „fürchterlich“. Dem kranken Bruder wandte sie nun ihre ganze Neigung zu.

Goethes Mutter hatte sich damals aus der Unerquicklichkeit ihres Hauses an eine Frankfurter Dame besonders angeschlossen.

Fräulein von Klettenberg, die man aus den „Bekanntnissen“ sich am besten vergegenwärtigen kann, gehörte zu den edelsten Frauen jener Zeit. Durch schwere Schläge, durch beständige körperliche Leiden geläutert, war sie zu wahrhafter „Schönheit“ der Seele herangereift und jenen heiligen Frauen der alten Kirche, die ihrem Erlöser alle eigenen Triebe geopfert haben, nicht unähnlich. Mit einigen gleichgesinnten Freunden hielt sie ein „adeliges Sonntagskränzchen“, zu dem auch Elisabeth Goethe gehörte und dem sie sich mit ihrer jugendlichen Begeisterungsfähigkeit, mit ihrem quellenden Gefühl ganz hingab. Susanne von Klettenberg wurde ihre „Ratgeberin, in deren Schoß sie alles ausschütten konnte“.

Sie konnte diesen Trost bald sehr wohl gebrauchen.

In diesem Kreise hatte man Swedenborgs Offenbarungen mit lebhaftem Anteil verfolgt und sich mit Unterstützung eines gleichgesinnten Arztes, Dr. Mez, in allerlei Experimente versenkt.

Als nun
Wolfgangs
Krankheit
eine bedroh-
liche Wen-
dung nahm
und er „un-
ter großen
Beängsti-
gungen das
Leben zu
verlieren
glaubte“,
als die ver-
zweifelte
Mutter das
teure Leben,
das ihr mit
soviel Ver-
heißungen
zugefichert
und gelobt
schien, un-
rettbar ver-
loren sah,
suchte sie in
ihrer tiefen
Hoffnungs-
losigkeit
Trost in der
Schrift. Sie
traf die

Stelle Jere-
mias 31, 5:
„Man wird

wiederum Weinberge pflanzen an den Bergen Samarias, pflanzen wird man und dazu pfeifen.“ Und dieser Gegendruck aus der unsichtbaren Welt, mit dem sie ihre verzweifelt ausgestreckten Hände erfaßt fühlte, erfüllte ihr sonst so gar nicht heroisches Wesen mit einem Heldenmut.

In der Bedrängnis der „letzten Nöte“ des Kranken zwang sie, wie der Sohn erzählt, „mit großem Ungestüm“ den Arzt, sein letztes und bisher angstvoll zurückgehaltenes Mittel, „das Universalmittel“ des Kleppenbergschen Kreises, zu versuchen, und kaum war die Anwendung geschehen, zeigte sich eine sichtliche Besserung.

Als 74 jährige Frau ruft sie sich, nachdem der Sohn wiederum eine schwere Krankheit, diesmal fern von ihr, überstanden hatte, voll Dank gegen Gott, der Verheißungen hält, ins Gedächtnis: „Ja, man



Landschaftsradierung von Goethe nach dem Gemälde von A. Thiele. 1768 unter Stock's Anleitung im „Silbernen Bären“ in Leipzig entstanden. Im Goethe-Nationalmuseum zu Weimar



Das Eisenheimer Pfarrhaus
 Rötelzeichnung von Goethe (1770) im Goethe-Nationalmuseum zu Weimar



pflanzt noch Weinberge an den Bergen Samarias — man pflanzt und pfeift! So ofte ich was Gutes von dir höre, werden alle in meinem Herzen bewahrte Verheißungen lebendig — Er hält Glauben ewiglich! Hallelujah!"

Von nun an konnte nichts ihre Zuversicht mehr irre machen, und nach so langen Jahren der Dürre, der Entbehrung und zurückgesetzten Liebe fiel ihres Sohnes Herz ihr wieder völlig zu. Sie sah ihn unter dem Einfluß der Klettenberg Theilhaber ihres Glaubens, ihres heiligsten, geistigen Besitzes werden, und alle Wonnen der früheren Zeit, da sie sein kleines Herz an ihrem Herzen schlagen hörte, werden in ihr lebendig.

Bei seinem Fortgang nach Straßburg zeugt der erwähnte Spruch von der innigsten Seelengemeinschaft der beiden, und kaum in der Stadt des Münsters angelangt, schreibt er ihr „wunderfam bewegt“, wie er als Omen für ein Leben, von dem der nun Mann gewordene „abtut, was kindisch war“, das neue Wort der Verheißung findet:

Mache den Raum deiner Hütten weit und breite aus die Teppiche deiner Wohnung. Spare fein nicht — dehne deine Seile lang und stecke deine Nägel fest, denn du wirst ausbrechen zur Rechten und zur Linken!

Worte, die die Mutter im Herzen bewegt und die ihr nach dreißig Jahren herrlich sind wie am ersten Tag.



Was der Straßburger Aufenthalt für unsern größten Dichter bedeutet, ist bekannt. Körperlich durch den heftigen Ausbruch der lange angesammelten Krankheitsgifte verjüngt und erfrischt, durch seinen Aufenthalt in Leipzig mit feinerer Weltfittte vertraut und geistig gestärkt

und geadelt durch „die erhabenen Gefühle, die die Religion in aufrichtigen Herzen erweckt“, erscheint er in Straßburg zuerst als „der junge Goethe“, wie er allen deutschen Herzen teuer ist: der Götterjüngling, die Locken im Sturmwind des Lenzes, die schwarzen Augen voll Gewalt zu lösen und zu binden, vom Genius mit Feuerflügeln „übern Schlamm-
pfad gehoben“:

Pythion tödend, leicht, groß,
Pythius Apollo.

Immer „göttergleicher“ entfaltet er sich; die Herrlichkeit des vergangenen Deutschlands, die Naturgewalt Shakespeares und die Hoheit der Antike beginnen zu ihm zu reden, während Herders feuriger Genius die alamodischen Fezen Gottscheds und Sellerts von den reinen Gliedern seiner göttlich nackten Muse wegweht, geht das Volkslied wie Morgenrot schön, verheißungsvoll über seinem Himmel auf, und die schmerzlich süße Idylle von Sesenheim nimmt sein Herz gefangen.

Straßburg war damals eine noch völlig deutsche Stadt, in der der Übergang zum französischen Wesen sicherst



Friederike Brton. Aus der Goethe-Galerie von Wilhelm von Kaulbach
(F. Bruckmann, A.-G., München)

Junges und die Groß die rührende Leben
 In der Loob sag stas Zupulndkeit
 In der Augen was die sag ja was ja baus
 und die rühllung sag wie wolk

Meißnerin
 Jan 14 oct. 1807

Diebriuß dem Anzaren
 In der die Lieberhand
 Frid. Lriou

Ein Blatt von Friederike Brions Hand aus dem Stammbuch des Pfarrers Fischer in
 Meissenheim in Baden, der später ihre Nichte heiratete

ganz leise zu vollziehen begann. Diese Stadt war wie geschaffen als Bild
 alter deutscher Herrlichkeit den Hintergrund zu der großen Wandlung ab-
 zugeben, die sich jetzt in Goethes Seele als Rückkehr zur Ursprünglichkeit,
 zum Volkstum einzuleiten beginnt. Unter dem Einfluß des ersten über-
 ragenden Menschen, der ihm überhaupt über den Weg kommt: Herders.
 Herder war seinem ganzen Wesen, seinem Lebensgange, seinen schweren
 äußeren Lebensbedingungen nach, der berufene Interpret und Geistes-
 verwandte Jean Jacques Rousseaus, jenes sonderbaren Mannes, der,
 selbst arm und stets dürftig geblieben, durch die Gewalt seiner Ideen
 Europa erschütterte, Throne gestürzt, eine neue Epoche heraufgeführt hat.

Rousseaus Lehre, alles sei gut aus der Hand des Schöpfers her-
 vorgegangen, alles sei von Menschen verdorben worden, und der Weg
 zum uranfänglichen Zustande müsse gefunden werden, die von Hause
 aus sicher in derselben Stärke in Herders Auffassung lebte, wurde von
 diesem besonders angewendet auf das geistige Leben, die Dichtung. Auch
 die Poeten sollten zurückkehren zur Natur. Mit einer wunderbaren
 Intuition für das Echte schiebt Herder alle Kunsfdichtung von sich ab
 und läßt nur die ewige Größe, die erhabene Einfalt Homers, Ossians,
 Shakespeares und der Lieder des Volkes gelten. Herder war der
 Mann, dem der unter Duft und Wust der verwelkten Kokofogeziertheit
 fast verschüttete Genius Goethes als seinem Befreier unbewußt entgegen-
 strebte. Er bricht entschlossen mit allem Hergebrachten, Anerzogenen,
 Ererbten in der Kunst und wirft sich frei und rückhaltlos an das Herz
 der großen und furchtbaren ewigen Natur. Parallel mit dieser geistigen
 Entwicklung, mit dieser Rückkehr zur Natur und fast symbolisch an-
 mutend ist seine Herzensgeschichte mit Friederike von Esenheim. Auch
 hier eine Rückkehr zur Allmutter von den gepuderten platten und eng-
 geschnürten Bürgermädchen des „Klein-Paris“, eine Abkehr zu dem
 lieblichen, frischen und selbst wie ein Volkslied blühenden Naturkind.

Aber gerade in dieser Eigenschaft des reinen Naturkindes lag der
 Keim des tragischen Ausgangs dieser reinsten und zartesten Neigung,

die Goethe uns selbst mit Farben von unvergänglicher Schönheit geschildert hat. Die ländliche Naivität des dörflichen Pfarrtöchterchens konnte diesen prometheischen Geist auf die Dauer nicht halten, zumal die Jugend des Einundzwanzigjährigen einer ernstlichen Verbindung im Wege stand. Am 6. August 1771 promovierte Goethe und zwar zum Lizentiaten, nicht zum Doktor, obwohl er fortan so genannt zu werden pflegte, und bereits drei Wochen später wurde in Frankfurt eine Eingabe des jungen Juristen an die „wohl- und hochedelgeborenen, fest- und hochgelehrten, hoch- und wohlfürchtigen, insonders hochgebildeten und hochgeehrten Herren der Freien Reichsstadt“ gemacht, die um Zulassung zur Advokatur bat. Nach drei Tagen war der Dr. Goethe unter die Rechtsanwälte Frankfurts aufgenommen.

☒

☒

☒

Als erster Vorbote erlauchter Gäste, die das Haus am Hirschgraben beglücken sollten, war bereits vor Goethes Rückkehr Herder erschienen, dessen Ruhm schon damals die deutschen Grenzen füllte, und



Ansicht von Straßburg ums Jahr 1775. Stich im Straßburgischen Gesangbuch
Aus dem Goethe-Bilderbuch (Schulze & Co., Leipzig)

☒

☒

Wolfgang ist der Inhalt seiner Gespräche. Dann stattlich in den wohlverdienten Ehren des Doktorhutes, im Herzen aber die schmerzliche Erinnerung an „das schönste Herz, das er in seinen Tiefen verwundet“, kehrt der Sohn heim, und zwar in Begleitung eines harfespielenden Knaben, an dem er Gefallen gefunden und den er zur Messe mitbrachte, überzeugt, die Mutter würde auch diesen Gast trefflich versorgen. Die umsichtige Frau, im richtigen Vorgefühl der ratsherrlichen Gesinnung, brachte den kleinen Landsfremden in der Nachbarschaft bei guten Bürgerleuten unter und dachte nicht, daß sie diese Kunst des Ausgleichens und Bertuschens in der nächsten Zeit noch nötiger haben würde.

Denn der alte Herr, bei all seiner ehrenhaften Philistrität, konnte allem guten Willen zum Troß nicht immer mit dem genialen Sohn Schritt halten.

Der Geist des Frühlings kommt mit Brausen über das alte, verwunderte Haus, quellend, bandensprengend, lebenjauchzend. Lenzstürme fegen über seine Giebel und lassen Berücken, Urväterstaub und „wurmezernagt Papier“ hochauf flattern. Es ist, als ob die Natur aufmerkt und fühlt, daß der Genius in seiner schönsten Gestalt, in götterstarker Jugend naht. Die wesenlosen Dinge enthüllen ihren verborgensten Zauber.

Die alte Stadt wird schön, wenn „die Nacht vom Morgen herauf nach Nord und Süd um sich gegriffen hat und nur noch ein dämmernder Kreis von Abend herauf leuchtet“, und der junge Goethe steht stundenlang auf der Brücke und schaut hinab auf die „düstre Stadt zu beiden Seiten, den still leuchtenden Horizont, den Widerschein im Fluß“. Sie ist schön, wenn der Christtag heraufsteigt und in allen Köpfen ein Widerschein der Herrlichkeit des Himmels aufglänzt. Dann liegt er und lauscht: „Der Türmer hat sein Lied schon geblasen: Gelobet seist du Jesus Christ. Ich wachte darüber auf. Die Torfschließer kommen vom Bürgermeister und rasseln mit den Schlüsseln. Das erste Grau des Tages kommt mir über des Nachbars Haus, und die Glocken läuten eine christliche Gemeinde zusammen. Ich habe diese Zeit des Jahres gar lieb, die Lieder, die man singt, und die Kälte, die eingefallen ist, machen mich vollends vergnügt.“ — Er geht über den Markt und sieht die vielen Lichter und Spielsachen. „Und nachher hatten wir einen schönen Abend zusammen, wie Leute, denen das Glück ein großes Geschenk gemacht hat, und ich stieg ein, den Heiligen im Himmel dankend, daß sie uns Kindern Freude zum Christ bescheren wollen.“ Und welche herrlichen Sonnentage bringt er auf dem „bedeckenden Kristall“ des Mains zu, bis zum späten Abend über die nächtlichen, weiten, funkelnden, überfrorenen Wiesen gleitend, über denen aus Wolken der Vollmond hervortritt, „wenn die Nachtlust unserem Lauf entgegenäufelt“.

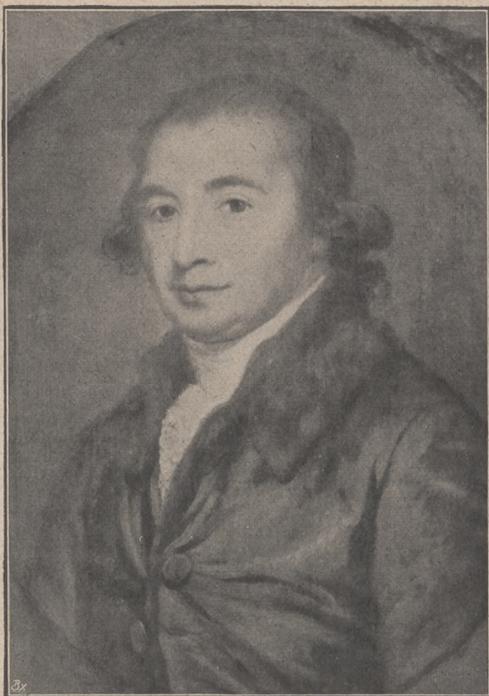
Dann kam wohl die Mutter angefahren, stattlich im roten Samtpelze, der auf der Brust mit starken goldenen Schnüren und Quasten zusammengehalten war, umringt von den jungen Freundinnen Corneliens, neben sich die schwarzäugige Mäx Brentano, Bettinens Mutter, und

sah ihren schönen Jungen, dem der Puder aus den braunen Haaren geflogen war, rotwangig von der herrlichen Bewegung. „Geb' Sie mir, liebe Mutter, Ihren Pelz,“ ruft er ihr zu, „denn mich friert grimmig.“ „Du wirst ihn doch nicht etwa anziehen wollen?“ „Freilich will ich ihn anziehen.“ Da bedenkt sie nichts weiter, und im Augenblick hat er den Pelz an, der „purpurfarb“ mit Zobel verbrämt, mit Gold geschnürt „zu der braunen Pelzmütze nicht übel kleidet“.

„Er schlägt die Schleppe über den Arm, und da fährt er hin wie ein Göttersohn auf dem Eis,“ erzählt die Mutter. „Bettina, wenn du ihn gesehen hättest! So was Schönes gibt's nicht mehr; ich klatsche in die Hände vor Lust. Mein Lebtag seh ich ihn noch, wie er den einen Brückenbogen hinaus- und den anderen wieder hereinkam und wie der Wind ihm den Schlepp lang hinten nachtrug.“

Er lebt auch, als der Frühling kommt, „hohe, heilige Morgen“ voll Karfreitagszauber, wo der Mandelbaum unter seinem Fenster blüht und die Hecken grün stehen unter dem herrlichen Himmel —

Alles schien sich freundlicher gewandt zu haben. Cornelia hatte einen Kreis von liebenswürdigen Freundinnen um sich gesammelt, die wiederum junge Leute des Frankfurter Patriziats ins Haus gezogen hatten. Neben Wolfgangs alten Freunden, Horn und Riese, treten die Gebrüder Schloffer, Hieronymus und Georg, hervor, zwei junge Juristen von gründlicher Bildung und vielfachen literarischen Interessen, die dem Sohn des Hauses die Bekanntschaft Mercks vermitteln, für dessen Darmstädter ästhetische Zirkel, „der Gemeinschaft der Heiligen“, Wolfgang schwärmte, in den er auch Cornelian einführte und in dem die gefühlsüberfrachtete Wertherstimmung recht eigentlich lebendig war. Auch Mercks berühmte Freundin, Sophie von Laroche, überschüttete er, der sie von früher her schon kannte, mit ungestüme Verehrung. Später unter dem Einfluß Frau von Steins edler „Simplizität“ zu anderer Anschauung gelangt, hat er zuweilen einen recht herben Hohn für die



Goethe in mittleren Jahren
Gemälde von Angelika Kauffmann

gefühlvolle Freundin Wielands gehabt. Jedenfalls verdrängte wiederum Jugend das Alter aus dem Herzen der Jugend, und der anregende Verkehr mit den Freunden des Sohnes mußte die Mutter wieder dafür entschädigen, daß ihr Wolfgang oft wochenlang „auf der Straße“ zwischen Darmstadt und Frankfurt lebte, in einem Gasthof der Fahrgasse speiste, ohne der sonst begeistert gerühmten mütterlichen Leberwurst mit Blaukohl, des köstlichen Wildbratens und der Geleepastete zu gedenken, oder wenn er, im grauen Biberfrack mit dem braunseidenen Halstuch, in der „streichenden“ Februarluft schon den Frühling ahnend, wie ein Bote durch Täler, Höhen, Wälder und Gefild, seltsame Hymnen leidenschaftlich vor sich hinsingend, zwischen jenen Städten hin- und herwanderte.

Der Vater hielt für nötig, daß der Sohn, wie er selbst einst, am Reichsgericht zu Wezlar seiner juristischen Bildung den Abschluß gäbe.

Dort haben wir uns die Konzeption jener reizenden Werthersituationen zu denken, die sich dem Stift des Künstlers geradezu aufdrängen. Im heiteren Kreis der dortigen Tischgenossen empfing Wolfgang wegen seiner Verehrung für den „biedersten deutschen Altvater“ den Beinamen Götz von Berlichingen, der Redliche. Denn schon lange trug er die Idee zu seinem Götz mit sich herum, seit er nämlich in einem juristischen Werk von Pistorius: ‚Ursprung der Fehden‘ „etliche Spuren“ gefunden. „Eines Abends,“ erzählt die Mutter, „kam mein Sohn in aufgeregter Stimmung nach Hause und erzählte mir: Mutter, ich habe ein prächtiges Buch in der Bibliothek gefunden, aus dem ich ein Stück machen will. Was für Augen werden die Philister machen über den Ritter mit der eisernen Hand! Das ist etwas Herrliches — die Eisenhand.“ Und Goethe selbst schreibt: „Zu diesen Wirkungen, welche Tag und Nacht in mir ruhten, lagen zwei große, ja ungeheure Stoffe vor mir, deren Reichthum ich nur einigermaßen zu nützen brauchte, um etwas Bedeutendes hervorzubringen. Es war die ältere Epoche, in welche das Leben Götzens fällt, und die neuere, deren unglückliche Blüte im Werther geschildert ist.“

Die Gestalt Lottes, der späteren Gattin des damaligen Gesandtschaftssekretärs Restner, gehörte zu denen, „die, wenn sie nicht heftige Leidenschaften einflößen, doch im allgemeinen Gefallen zu erregen geschaffen sind. Eine leicht aufgebaute, nett gebildete Gestalt, eine reine, gesunde Natur und die daraus entspringende frohe Lebenstätigkeit, eine unbefangene Behandlung des täglich Notwendigen, das alles war ihr zusammen gegeben.“ „In der Betrachtung solcher Eigenschaften ward auch mir immer wohl,“ sagt Goethe. Der Bräutigam, bei seiner durchaus rechtlichen und zutraulichen Sinnesart, machte jeden, den er schätzte, bald mit Lotte bekannt, und so hat Goethe, weniger beschäftigt als Restner, einen herrlichen Sommer, eine „echt deutsche Idylle“ mit dem liebenswürdigen Mädchen verlebt, ohne je eine wirkliche Leidenschaft für sie zu empfinden. Gleichfalls bei einer Gesandtschaft angestellt war in dieser Zeit ein junger Mann namens Jerusalem, den Goethe gelegentlich gesehen hat, zu dem er aber nie in ein näheres Verhältnis getreten ist: das unglückliche Urbild des Werther. Er wird von Goethe

als sympathisch, mäßig veranlagt, aber wohlwollend geschildert. Eine heftige Neigung zu der Gattin eines Freundes umdüsterte schon damals sein Gemüt. Goethe nahm alle diese Verhältnisse, die zueinander nicht in Beziehung standen, mit der Intuition des Dichters in sich auf, ohne jedoch ihr verborgenes Dasein anders als schmerzlich zu empfinden. Die Leidenschaft, die sich im Werther widerspiegelt, ist nicht seine stets verhältnismäßig harmlose Neigung zu Lotte, sondern die immer stärker werdende Liebe zu Maxe Laroche, der jungen Frau des Kaufmanns Brentano in Frankfurt. Und während er, in die Heimat zurückgekehrt, mit dieser Liebe kämpfte und sein Gemüt durch die weltenschmerzlichen Poesien Ossians und die melancholischen Gedichte der Engländer, besonders den Trübsinn Hamlets in eine richtige Wertherstimmung geraten war, erreichte ihn die Nachricht vom Selbstmord Jerusalems und damit der Anstoß zur Gestaltung des schönsten deutschen Romans.

Wolfgang verwandte jetzt ziemlichen Eifer auf die Advokatur, und der Anteil, den der alte Goethe, ehemals ein „eleganter Jurist“, an der

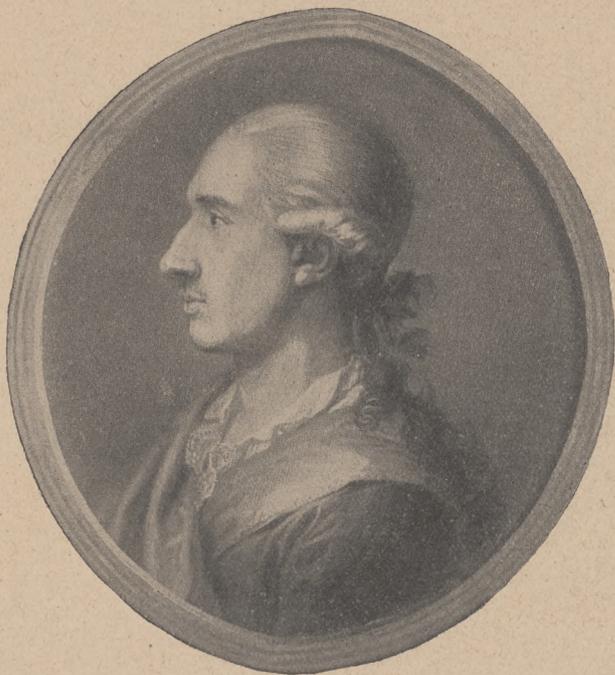


Goethe. Erstes Relief von Joh. Peter Melchior (1775)
Im Schlosse Tiefurt bei Weimar

Tätigkeit des Sohnes nahm, seine Freude über die leichte und gewandte Arbeitskraft des Sohnes und über das Glück, das er über das Haus verbreitete, schufen eine heitere Atmosphäre, deren die Mutter später sich noch „oft“ mit Sehnsucht erinnerte.

Durch des Vaters fleißige Unterstützung gewann Wolfgang Muße für das Werk, das ihn beschäftigte, und unter Cornelius Beistand, die mit „Geist und Gemüt“ mithalf, entstand in der Zeit von etwa sechs Wochen der Götz.

Der Götz, jene begeisterte Ver-



Goethe. Ölgemälde von Joh. Daniel Bager, Frankfurt 1773. Im Frankfurter Goethe-Museum

herrlichung altdeutscher Redlichkeit und Treue, schlug wie ein Blitz ein und trug den Namen des Verfassers durch ganz Deutschland.

Während nun die Neigung zu Lotte und die geistige Verarbeitung jener großen Probleme sein Gemüt in Anspruch nahmen, begann das innige Verhältnis zu der Schwester Loser zu werden. Und unter dem Eindruck, daß sie im Leben des Bruders zurückzutreten begänne, entschloß sie sich, die Werbung des jungen Rechtsgelehrten Georg Schloffer anzunehmen. Doch blieb sie dem Bruder während der Zeit, die ihr noch blieb, die verständnisvollste Gefährtin.

In einer Zeit von vier Wochen, nachdem er in soviel stürmischen Tagen und Nächten, wobei immer die treue Schwester „ihn versteht und seine Grillen trägt“, tausendfach durchlebt und durchlitten mit aller Glut einer leidenschaftlichen Jugend, entsteht dann dieser ewig junge Roman deutscher Zunge: der Werther. Nach der ungeheueren Anstrengung der Produktion erfährt den Dichter eine tiefe Niedergeschlagenheit und Zweifel an seinem Werk, und nach einem banalen Urteil des von eigenen Sorgen in Anspruch genommenen Merck wirft er „beinah das Manuskript ins Kaminfeuer“.

Endlich, am Hochzeitstag der Schwester, während das „Haus vor freudiger Festlichkeit bewegt erglänzt“, kommt, um das Glück zu krönen, der Brief des Verlegers, der um Übersendung des Werther ersucht.

Heute in der Blasiertheit, die die Überproduktion des Mittelguts hervorruft, können wir uns nicht mehr vorstellen, mit welcher Begeisterung man den Werther begrüßte. Eine Woge voll überströmenden Jubels rauscht auf und huldigt der unsterblichen Schönheit des Gefühls.



Charlotte Buff. Mit Genehmigung der Vereinigung der Freunde des Goethehauses zu Weimar

Und wie in den Zeiten nationaler Erhebung ein Gedanke, ein Trieb die verschiedenen Stämme vereint, so jauchzt das junge Deutschland seinem neu erstandenen Dichter entgegen. Ein Rausch kommt über das Land, der Sturmwind eines neuen Geistes segt Berücken und Böpfe weg. Der Genius öffnet in der Zeit, in der der Volkskörper am schwächvollsten leidet, die klingenden Tore der klassischen Epoche, und von der Morgenröte verkündet, zieht das flammenhufige Gespann den strahlenden Wagen des Sonnengottes über die Schwelle.

☒ ☒ ☒

Der junge Goethe, in der apollinischen Schönheit dieser

Jahre recht geschaffen, ein sichtbares Symbol der neuen Dichtung zu werden, fühlt nun alle Wonnen der Bewunderung und Liebe über sich kommen. Er wird zwar auch „auf mancherlei Weise bedrängt, der ungeheuren Kluft gewahr, die Autor und Leser trennt“. Aber die ehrliche Begeisterung, die vielleicht alles ersetzt, überwiegt doch bei weitem. „Jeder Mann wollte von diesem seltsamen jungen Autor, der so unvermutet und kühn hervorgetreten, Kenntnis gewinnen. Man verlangte, ihn zu sehen, zu sprechen, auch in der Ferne etwas von ihm zu vernehmen. Und so hatte er einen höchst bedeutenden Andrang zu erfahren.“

Das alte Haus wurde nicht leer von Gästen.

Kestner und seine Lotte waren schon früher gekommen, jene Menschen, die Wolfgang so liebte, daß er auch der traumhaften Darstellung von dem Unglück Werthers die Fülle seiner Liebe leihen und anpassen mußte. Als Vorläufer Klopstocks erscheint, auf der Durchreise nach dem „Wunderland“ Algier, sein Freund, der Gesandtschaftssekretär Schönborn,



*Lotte zu Goethes Profil.
vom 17. J. d. 1774.*

Lotte Buffs Schattenriß mit Goethes Unterschrift

der Frau Rat besonders lieb und wert war. Lavater kommt, der Goethe „für das größte Genie, das er kenne, erklärt“, und wird im Klettenbergischen Kreise eingeführt. Und endlich, bestrahlt von der Höheit des „geheiligten Barthen“, erscheint Klopstock, empfangen wie ein Fürst. Allerdings enttäuschte der seraphische Sänger etwas durch affektierte Würde, und die Eigentümlichkeit, nicht mit Gesprächen



Charlotte Buffs Zimmer im Deutsch-Ordenshause zu Wezlar. Zeichnung von Karl Niekell

„über sein eigen Metier“ lästig zu fallen, enttäuschte die impulsive und allem Schönen und Großen so freudig entgegenstrebende Wirtin nicht weniger als Wolfgang.

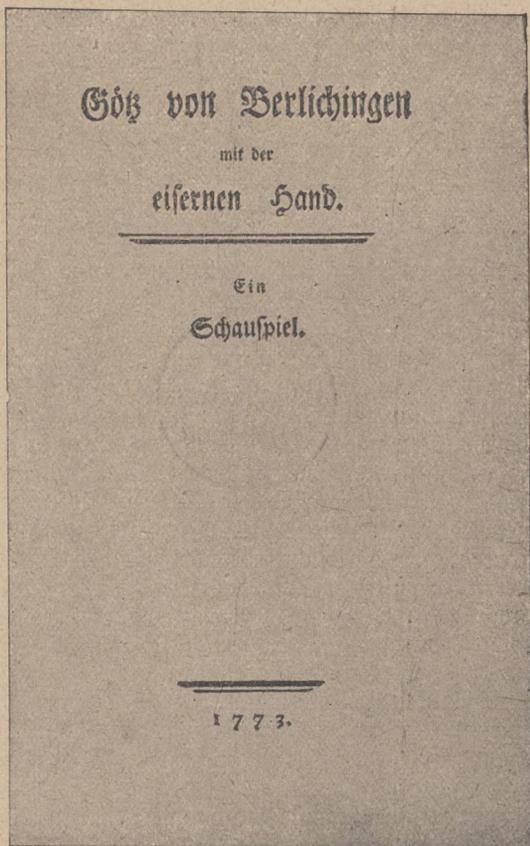
Noch viele andere Gestalten schreiten in dieser Zeit durch das Haus in der Hirschgasse: Voie und Salis; mit Herrn von Knebel, dem Gouverneur des Prinzen Konstantin, leuchtet Weimar zum erstenmal am Horizont auf. Knebel, entzückt von Goethes Art, präsentiert den Dichter seinen auf der Durchreise befindlichen jungen Herrn, die ihn zur Tafel ziehen und nach Mainz einladen.

In der damaligen Zeit waren die Fürsten die geborenen Mäzene. Fast kein Dichter ist damals denkbar ohne hohe Protektion. Die wenigen, die es im Vertrauen auf ihre Kraft verschmähen, sich dieses Schutzes und Schirms zu bedienen, oder denen es nicht gelingt, einen gnädigen Blick auf sich zu lenken, bringen ihr Leben aufs kümmerlichste zu, während mittelmäßige Talente, denen die kluge Benutzung guter Beziehungen Titel und einträgliche Posten verschafft hat, einer glücklichen Lebenslage sich erfreuen. —

Als Goethe aus dem goldenen Mainz zurückkehrte, kam er in ein Trauerhaus: Susanne von Klettenberg war gestorben. Die Mutter ganz hingenommen von ihrem Schmerz; dem Vater in der Einsamkeit, seinem Grillensfang ungestört überlassen, hatte sich wieder eine fixe Idee zur Tatsache verdichtet. Er behauptete, die jungen Herrschaften hätten sich über seinen Sohn lustig machen, ihn wohl gar in eine Falle locken wollen, um ihn für seine übermütigeerspottung ihres Erziehers Wieland in „Götter, Helden und Wieland“ zu bestrafen, während sie den Fall nur ganz konkret erörtert und Wolfgang nahe gelegt hatten, einen freundlichen Brief an Wieland zu schreiben, der übrigens gar nicht erzürnt war. Mittlerweile verging die Zeit, und von den jungen Herzögen war nichts mehr zu hören. Es schien, daß die alte freie Stadt ihren größten Sohn festhalten wollte. Vom Rat schloß ihn zwar die Tatsache, daß ein Verwandter bereits darin saß, aus, aber es winkte eine Menge ehrenvoller und einträglicher Stellen im reichsstädtischen Bezirk. Das wohlausgebaute und mit gediegenem Hausrat wohl versehene Haus schien nur auf die junge Frau, die es mit neuem, frischem Leben füllen würde, zu warten. Amor hatte dem Herrn Sohn zwar manchen Streich gespielt; neben der reizenden Lotte, Kestners Braut, und der schönen schwarzäugigen Mäx Baroche, der Mutter Bettinens, die die ästhetische Frau Mutter an den reichen, derben Kaufherrn Brentano „zwischen Heringstonnen und Risten“ verheiratet hatte, erfüllte eine Zeitlang warme Zärtlichkeit für die liebliche Anna Sibylle Münch sein Herz. Es ist höchst wahrscheinlich, daß Anna Sibylle, die „mäßige, liebe, verständige, schöne, tüchtige, sich immer gleiche, neigungsvolle und leidenschaftslose“, den Umhergeworfenen einem ruhigen Glück entgegengeführt hätte. Selbst dem gestrengen Herrn Rat schien Wolfgang's in fröhlichem Jugendkreise auch durchs Loß im Spiel zugefallene „Titulargattin“ alle Eigenschaften zu haben, „die ein Kenner von einem Frauenzimmer fordere“. Aber der boshafte kleine Gott, Wolfgang's Verhängnis, hatte es anders vor.

Zugleich verband ihn ein höchst gefühlvoller Briefwechsel mit „Gustigen Stollberg“, bei der nur eins auszusetzen war: „Sol's der Teufel, daß sie Reichsgräfin ist.“ Und ferner hegte eine zarte, liebenswürdige Frau eine Neigung zu ihm, die er nicht gewahrte und sich darum in ihrer wohlthätigen Gesellschaft desto heiterer und anmutiger zeigte. Erst mehrere Jahre nachher, ja erst nach ihrem Tode, erfuhr er das geheime himmlische Lieben auf eine Weise, die ihn erschüttern mußte.

Ein Freund ersuchte ihn eines Abends, mit in ein angesehenes, reformirtes Haus — die Angehörigen der verschiedenen Konfessionen hielten sich in Frankfurt streng für sich — zu einem kleinen Konzert zu kommen. Die Tochter des Hauses saß am Flügel und spielte mit großer Fertigkeit und Anmut, als sie eintraten. Es war Elisabeth Schönemann, die Lili seiner Gedichte. Bei dem verbindlichen Höflichkeitsaustausch mit der jungen Dame machten die edle Lieblichkeit ihrer Züge, ihr offener Blick voller Treue und Güte und ihr kindhaftes Wesen einen tiefen, aber nicht leidenschaftlichen Eindruck auf den jungen Mann. Was auf Goethe bei allen seinen Hauptneigungen am tiefsten gewirkt hat, war Einfachheit des Wesens, dieser beste Stempel des Echten; indem die Gegenstände seiner Leidenschaft keinen Erfolg beabsichtigten, rissen sie ihn am mächtigsten hin, wie denn überhaupt die bedeutenden Männer dem Zauber offener und von Gefallsucht nicht entstellten Wesens am sichersten verfallen. Alle Frauen, die Goethe geliebt hat, von der ländlichen Schönheit Friederike über die bedeutende, aber durchaus natürliche Hoheit der Stein hinweg bis zur



Titel der ersten Ausgabe von Goethes Götz
Nach dem Abzug der Staatsbibliothek zu Berlin



Goethes Schwager, Joh. Georg Schloffer. Farbenstich von
J. G. Prestel im Goethe-Nationalmuseum zu Weimar

jungen Ulrike seines
Johannestriebes ver-
eint jenes Gebot:

Wo Du auch bist, sei alles
immer kindlich,
So bist Du alles, bist un-
überwindlich.

Diese holde Einfachheit
war auch das, was ihm
Lili trotz aller hemmen-
den Verhältnisse so
teuer machte.

Denn obwohl Lili
aus einem angesehenen
und sehr reichen Hause
stammte und obwohl sie
nachmals in schwerer
Zeit bewiesen hat, daß
sie in alle Lebenslagen
sich zu schicken wisse,
schien aus dem Bund
mit einer so liebens-
würdigen, verständigen
und anmutigen Gefähr-
tin doch nur Verdrieß-
liches sich zu ergeben.

Dies ist hauptsächlich in den verschiedenen Lebensgewohnheiten der betreffenden Familien zu suchen. Die Schönemanns waren Weltmenschen, die Goethes standen auf dem ehrenhaften, doch unstreitig etwas philiströsen Standpunkt des reichsstädtischen Patriziates, ohne doch trotz der hohen Stellung des Großvaters Textor den ersten Kreisen anzugehören. Die künftige Schwiegertochter würde sich in eine gute Affiette setzen, dafür aber ward kindliche Unterwürfigkeit eines häuslichen Mädchens gefordert, das die Dankbarkeit für ein so beneidenswertes Los durch freundliche töchterliche Geduld mit den Launen des regierenden Hausherrn vergalt, sich in Haus und Keller tüchtig rührte, im Reich der Kochtöpfe unter der Oberhoheit der rüstigen Mutter sich nicht unerfahren zeigte, ebenso auch, im zierlichen Kleide mit weiblicher Arbeit beschäftigt, den Eltern plaudernd die Zeit vertrieb, in wohlgesetzten Worten schickliche Ansichten bescheiden äußerte und artige Stücke auf dem Spinett spielte. Dafür sollte ihr dann das Glück werden, in ein wohllebiges Haus und gebiegene Verhältnisse zu kommen, und das Los, von einem göttergleichen Gemahl in die Kammer geführt zu werden.

Das alles konnte man nicht von einer jungen Dame erwarten, der die Jungfer vielleicht die Schokolade ans Bett brachte und die, weit entfernt, sich von den behäbigen Goethischen Verhältnissen imponieren zu lassen, mit dem Glanz ihres Reichthums und ihrer Eleganz selbst

blendete. Sogar Goethe, der seit Leipzig doch Wert auf Kleidung legte, mußte sich während seines kurzen Verkehrs bei den Schönemanns wiederholt equipieren, um mit den übermodernen jungen Herren ihres Kreises einigermaßen Schritt halten zu können. Lilis liebliches, natürliches Wesen freilich hatten die Lockentoupetz, die starrende Seide ihrer Kleider nicht geändert, und die unschuldige Koketterie, mit der sie gleichgültige Anbeter mit dem Übermut, der aus dem Bewußtsein ihres Wertes entsprang, ein wenig nasführte, war bei einem von allen Seiten verwöhnten, selbstsicheren Kinde von großem Reichtum nicht bedenklich, obwohl sie Goethe viel qualvolle Stunden bereitet hat. Ihr Charakter war so vornehm, ihre Anlage so edel, daß die unglücklichsten Verhältnisse sie nicht verflachen konnten.

In diesem einen Fall stand Frau Rat nicht auf der Seite ihres Hätschelhans.

Die stolzen und beglückten Mütter großer Söhne empfinden nicht selten alle Qualen der Eifersucht denen gegenüber, denen ihr Herz, dieser in den Augen der Mutter unschätzbare Besitz, zufallen wird, so daß sie den Sohn lieber an der Seite eines Mädchens von bescheideneren Gaben sehen als neben einer, deren glanzvoller Geist den Geliebtesten etwa zu absorbieren fähig wäre. Lilis stolze und adelige Seele schien ein leichtes Sicheinfügen, Sichanpassen auszuschließen. Der Vater fühlte



⊠ Goethe. Zeichnung von Georg Melchior Kraus, gestochen von Daniel Chodowiecki ⊠

eher Beklemmung als Stolz in der Gegenwart der jungen „Staatsdame“. So kamen äußerliche Gründe der vielleicht geheimen Abwehr der Mutter zur Hilfe, denn auch ihr, der natürlichen, geraden und bei aller Tiefe und Herrlichkeit des Gemütes zuweilen doch etwas frankfurtisch plumpen Frau, verursachte die graziöse Überlegenheit des gesellschaftlich völlig sichereren Mädchens Unbehagen. An ein rauschendes Leben gewöhnt, würde Lili den Sohn in ihre gewohnten Kreise hineinziehen und die gemächliche Ruhe der Eltern dahin sein.

Als Lili, spätere Frau von Türkheim, in der Revolutionszeit als Bäuerin verkleidet, ihr jüngstes Kind auf dem Rücken, ihr älteres an der Hand, durch die aufrührerischen Horden hindurchwanderte, um ihren Mann zu erreichen, mag in Goethe, der damals schon an seinem unwürdigen Bunde mit Christiane Vulpius litt, das volle Bewußtsein ihres Wertes aufgestiegen sein. Wie sehr hätte er gewünscht, die Flüchtende wäre so in sein Leben getreten und er hätte, allen Widerstand überwindend, sie für sich gewonnen. In Hermann und Dorothea, darin Vater, Mutter und Sohn so naturgetreu wiedergegeben sind, hat er seinem Traum unsterbliche Gestalt verliehen.

Im Leben sollte es ihm so gut nicht werden. Zum erstenmal sah der Schwankende sich ohne Unterstützung. Der Vater dagegen, die Mutter dagegen, alles Drum und Dran des Lebens dagegen!

Mit dem nahenden Lenz jedoch schien alles ins rechte Geleise zu kommen, da eine Bekannte und Geschäftsfreundin der Schönemanns, Fräulein Delph, mit den Eltern zu unterhandeln begann. Ihre anspruchslose Persönlichkeit — sie war „ernsten, männlichen Aussehens und gleichen, derben, heftigen Schrittes vor sich hin“ —, dazu ihr barsches Wesen, „das in einer Reichsstadt nicht widerwärtig ist,“ machten sie zu diesem Zweck wohlgeeignet. Die förmliche Verlobung erfolgte. Es scheint, daß die Mutter Goethes nicht mit vollem Herzen ihre Einwilligung gegeben hat. Es bildete sich „kein Verhältnis der Eltern untereinander“. Die Mutter konnte es nicht vergessen, daß die ihr zur Schwiegertochter so recht geeignete Anna Sibylla nicht in ihr Haus kommen sollte.

Auf die Dauer ging so etwas natürlich nicht an. „Regierungsfähig“, wie Lavater Frau Goethe charakterisiert, dazu „gut und mütterlich“, erwog sie mit klugem Bedacht den Lebensplan des Sohnes. Sie hatte ihm, immer mit des Vaters Eigenheiten rechnend, schon ein hübsches Leben zurechtgezimmert. Die von dem Alten längst ins Auge gefaßte italienische Reise würde den Sohn mit einem Schlage aus all jenen lästigen Verbindungen hinausheben. Damit dieser köstliche, wilde, aber sehr, sehr gute Junge, wie ihn Stolberg d. A. nennt, aber nicht bei den schwarzlockigen Schönen des klassischen Bodens sich etwa verplempern könne, sollte die blonde, deutsche Braut mit Vergiftmeinnichtaugen und dem häuslichen Schlüsselbund am gestrickten Schürzchen seiner daheim harren, damit er, zurückgekehrt, sie ins wohlbestellte Haus seiner Eltern führe und in dem alten Haus am Hirschgraben „Gerechtigkeit und Liebe sich küßten“.

Und nun kam alles ganz anders.



Goethe in seinem Frankfurter Mansardenzimmer
Sandzeichnung von Goethe im Goethe-Nationalmuseum zu Weimar



Die tätige Frau, die sonst stets, selbst passiv, die beste Seite der Dinge nach außen zu wenden bestrebt war, konnte sich nicht darein finden, ihn an diese Bili und ihre Kreise verlieren zu sollen. Dazu kam, daß nach dem Tode der Klettenberg Wolfgang sich spinozistischen Einflüssen zuwandte und unter dem Einfluß des holländischen Philosophen die unbefangene kindliche Begehrlichkeit der Mutter Gott gegenüber als eine Art von verwerflichem Egoismus empfand. Ebenso mag es in den schmerzlich klagenden Briefen Corneliens nicht an unausgesprochenen Vorwürfen gegen die Mutter gefehlt haben: Cornelia war in ihrer Ehe höchst unglücklich geworden.

☒ In dieser Zeit erschienen höchst gelegen die beiden jungen Reichsgrafen Stolberg, Mitglieder des Hainbundes und Brüder des fernen,

brieflich geliebten, „Gustgen“. Aus Goethes reizender Schilderung ist uns bekannt, wie die tüchtige Hausfrau von den „vier Haimonskindern“ alsbald Frau Uja genannt wird, und als der poetische Tyrannenhaß des wilden Geschlechts hohe Wogen schlägt, sich in ihren hinteren Keller begibt, wo die Jahrgänge 1706, 19, 26, 45 in den runden Fässern liegen, von ihr selbst gewartet und gepflegt und nur bei „friedlich bedeutenden Gelegenheiten angesprochen“. Dann stellt sie den hochfarbigen Wein in geschliffener Flasche auf den Tisch und ruft: „Hier ist das wahre Tyrannenblut! Daran ergötzt euch, aber die Mordgedanken laßt mir aus dem Hause!“

Die Stolberg waren auf einer Schweizerreise begriffen und forderten Wolfgang eifrig zur Teilnahme auf. Was

Die Leiden
des
jungen Werthers.

Erster Theil.



Leipzig,
in der Weggandtschen Buchhandlung.
1774



Bild aus Werther: Lotte, Albert und Werther in der Laube. Titellupfer zu Goethes Schriften

Das Leben wurde nun immer unerträglicher. Wenn die Mutter auch dem Vater gegenüber alles Ärgerliche aufs „Klügste und Tätigste“ abzuwenden verstand, so hatte der verzweifelt schwankende Sohn doch keine Stütze an ihr, wie er es nach einem Besuch bei Lili und Johanna Fahlmer schreibt:

„Bitte! Bitte! — Sehen Sie sich in der Messe um, nach was — für Lili!!! Galanterie Bijouterie, das neueste, eleganteste! — Sie föhlens allein und meine Liebe dazu! Aber heilig unter uns, der Mama nichts davon. Den Gerocks nichts. Ich bitte. Und schreiben Sie Was es kostet!!!“ —

Ein Ortswechsel schien die einzige Möglichkeit, dem unerträglichen Zustand ein Ende zu bereiten. Schon in Karlsruhe hatte Goethe den jungen Herzog von Weimar und seine Braut Luise von Hessen-Darmstadt wieder gesehen. Bei ihrer Durchreise durch Frankfurt luden sie ihn jetzt in herzlichster Weise nach Weimar ein. Es sollte sich lediglich um einen Besuch handeln. Man verabredete, daß ein Herr des Hofes, der einen neuen Landauer nach Weimar zu bringen beauftragt war, Goethe abholen und als ersten Insassen der neuen Hofkutsche in die thüringische Residenz bringen sollte.

Der Sohn nahm überall Abschied, packte, und man sah mit Genugtuung der Stunde entgegen, in der der Märchenwagen vorkahren und den jungen Prinzen aus Genieland ins Schlaraffenland führen werde. Aber Tag um Tag verging, und kein Landauer kam.

Goethe wagte vor Scham sich nicht auf die Straße, gewiß ein Beweis, daß man das Glück und die Ehre etwas laut gepriesen hatte. Eingesperrt saß er in seiner Dachstube und arbeitete, um nicht denken zu müssen, verzweifelt an seinem Egmont, während der Herr Vater unten der Mutter das Leben weidlich schwer machte, den



Bild aus Werther: Lotte, dem Diener die Pistolen reichend. Titellupfer zu Goethes Schriften

konnte den Wünschen der Eltern gelegener kommen?

Und so entließ die Mutter den Sohn in der Hoffnung, ein Fortgang ohne Abschied von der Braut würde das fatale Verhältnis endgültig lösen.

Wir wissen, wie er nach einiger Zeit auf der Grenze Italiens umkehrt: „Ach, Lilis Herz konnte so bald nicht von meinem Herzen fallen.“

alten Verdacht gegen Wieland bis zum Überdruß aufwärmte und sich vor allen Mitbürgern unsterblich blamiert fühlte.

So schien auch dieser Traum nicht Wirklichkeit werden zu sollen, und der Mutter Enttäuschung ist wohl groß gewesen. Oben und unten hatte sie zuzureden, denn Wolfgang, an frische Luft gewöhnt, saß tagelang auf einen Raum beschränkt und fieberte vor Arger und Ungeduld. Dem Egmont kam diese leidenschaftliche Erregung freilich zugute. Des Abends schlich er in seinen Mantel gehüllt an den hellen Fenstern seiner Freunde vorbei und hörte seine Lili sein Lied singen: Warum ziehst du mich unwiderstehlich?

Endlich entschloß sich der Vater, den Sohn nach Italien zu schicken. Er sollte über Heidelberg fahren, wo das betriebsame Fräulein Delph schon wieder eine gute Partie bereit hielt.

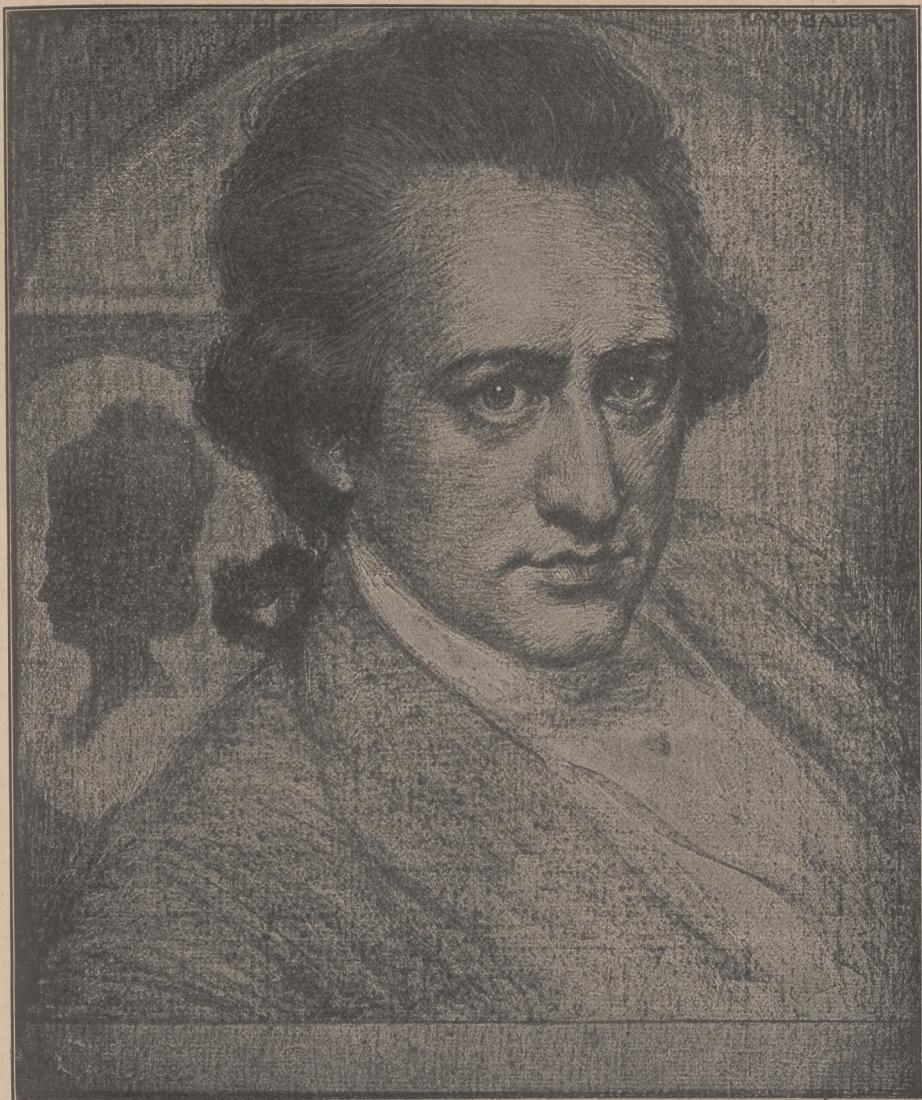
Und so nahm er Abschied von Frankfurt.

„Bittet, daß eure Flucht nicht geschehe im Winter, noch am Sabbat,“ ließ mir mein Vater zur Abschiedswarnung auf die Zukunft noch aus dem Bett sagen! —

„Diesmal,“ rief ich aus, „ist nun ohne mein Bitten Montag morgens sechse, und was das Übrige betrifft, so fragt das liebe unsichtbare Ding, das mich leitet und schult, nicht ob und wann ich mag. Ich packte für Norden und ziehe nach Süden; ich sagte zu und komme nicht; ich sagte ab und komme! Frisch also; die Torschließer klinkern vom Burgemeister weg, und ehe es tagt und mein Nachbar Schuhlicker seine Werkstätte und Laden öffnet, fort! Adieu Mutter! — Am Kornmarkt machte der Spenglersjunge rasselnd seinen Laden zurechte, begrüßte die Nachbarsmagd in dem dämmerigen Regen. Es war so was Ahnungsvolles auf den künftigen Tag in dem Gruß. Ach, dacht ich, wer doch — Nein, sagt ich, es war auch eine Zeit —. Wer Gedächtnis hat, sollte niemand beneiden. — Lili adieu. Lili, zum zweitenmal! Das erstemal schied ich noch hoffnungsvoll, unsere Schicksale zu verbinden! Es hat sich entschieden — wir müssen einzeln unsere Rollen ausspielen. Mir ist in dem Augenblick weder bange für dich, noch für mich, so verworren es ausfieht! Adieu — Und du! wie soll ich dich nennen, dich, die ich wie eine Frühlingsblume am Herzen trage! Holde Blume sollst du heißen! — Wie nehm ich Abschied von dir? — Getrost! denn noch ist es Zeit! — Noch die höchste Zeit —. Einige Tage später — und schon —. O lebe wohl — bin ich denn nur in der Welt, mich in ewiger unschuldiger Schuld zu winden.“ Denn der leicht Entzündbare fühlte schon wieder sanfte Gefühle für die neuermählte Herzogin sein Herz bewegen.

In Heidelberg ereilte ihn die Aufklärung der Verzögerung: der Wagen war nicht fertig geworden, und trotz der Vorstellungen der „Delphin politica“ riß er sich von den neuen Ausichten mit den Worten Egmonts los:

„Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unsers Schicksals leichtem Wagen durch, und uns bleibt nichts als mutig gefaßt die Zügel zu erhalten, und bald rechts, bald links vom Steine hier, vom Sturze da die Räder weg zu lenken. Wohin es geht, wer weiß es? Grinnert er sich kaum woher er kam.“



Goethe in der Wertherzeit
Steinzeichnung von Karl Bauer, entworfen nach der über dem Leben geformten
Gesichtsmaske



2. Goethes Mannesjahre

Weimar war in jener Zeit, als Goethe zuerst seinen Boden betrat, ein Ackerstädtchen, das mit der heutigen aufblühenden Mittelstadt nicht zu vergleichen ist. Durch die Tore trieb der Hirt jeden Morgen Kuh und Kalb zur Weide; bei Regenwetter bildeten die schlecht gepflasterten Straßen einen solchen Morast, daß man sich in Sänften tragen lassen mußte, wenn man in Toilette war; bei Besorgungsgängen sprangen die Damen auf ihren Stöckelschuhen, auf hohe Stäbe gestützt, von Stein zu Stein. Die Straßenbeleuchtung war mäßig; der Diener oder die Magd gingen ihrer Herrschaft mit Laternen voraus. Ein Schloß gab es nicht, denn es war vor einem Jahre (1774) abgebrannt; das junge fürstliche Paar hauste bescheiden im „Fürstenhaus“; von der eigentlichen Residenz waren nur die Grundmauern und der alte Turm stehen geblieben. Das Bürgertum behalf sich mit elenden „Häusgen“ und hatte dabei kaum Ursache, auf Noblesse und Gelehrtenwelt sheel zu blicken. Denn auch die höchstgestellten Weimaraner waren mit kleinen, engen, niedrigen Zimmern zufrieden, und wer einmal in Schillers oder Goethes Sterbezimmer gewesen ist, der weiß, daß sie an Enge dem besten Berliner Mädchenzimmer nichts nachgeben. Die bescheidenen Ansprüche, die man an Hygiene stellte, kann sich jeder Besucher aus dem noch heute in seiner Ursprünglichkeit erhaltenen Toilettenzimmer der Herzogin Anna Amalia im Wittumspalais vorstellen. Es fehlt zwar nicht an einer Fülle von Instrumenten für die Pflege der Frisur, der Nängel, der Augenbrauen und Pinzetten für die Mouches, an Puderhällen und Stiften, aber die Größe des Lavoirs steht dazu in einem recht beschämenden Verhältnis. Es war dies natürlich keinesfalls etwa in Weimar allein so, sondern entsprach dem allgemeinen Kulturstand des Rokoko, wie man ja in Trianon oder auch dem Schloßchen der Königin Luise auf der Pfaueninsel bei Potsdam feststellen kann.

Der schöne Park, an dessen Rande heute Goethes Gar-



Goethe. Aus Schroter: „Die Kyrrische Silhouettenammlung“

tenhaus liegt, war damals noch Wiese und Acker, das Gartenhäuschen selbst Besitz des betriebamen Herrn Bertuch, der sich dort eine Baumschule anlegen wollte. An Schulen gab es eine Lateinschule und zwei andere für einfachere Bedürfnisse. Das Heer war 300 Mann stark. Die Mittel des Hofes waren ungemein beschränkt. Die 800 Staatsbeamten, die fast ein Prozent der gesamten Ein-

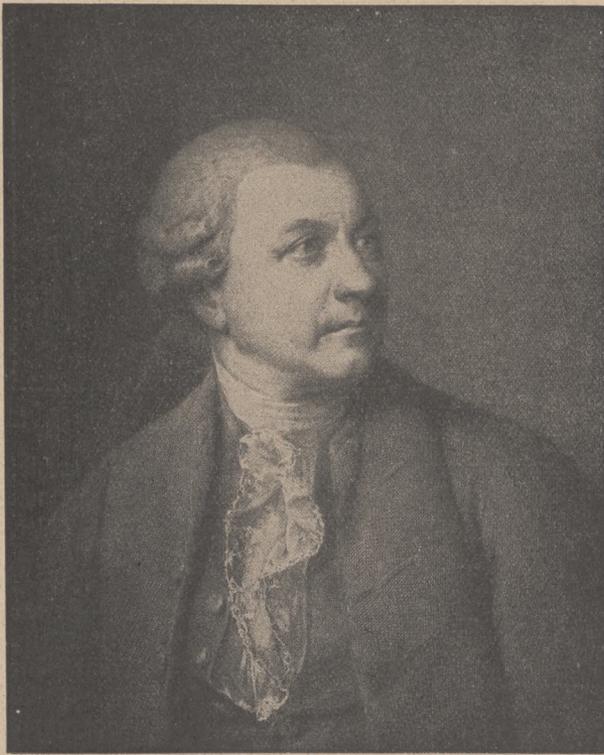


☒ Elisabeth von Türckheim, geb. Schönemann (Vli). Gemälde im Besitz der Familie ☒

wohnerschaft bildeten, kosteten die Einkünfte fast der ganzen Monarchie; die Neigungsehe, die der 18jährige Herzog Karl August mit der um ein halbes Jahr älteren Prinzessin von Darmstadt geschlossen hatte, vermochte dem Lande auch nicht aufzuhelfen, denn die Zinsen betrugen nicht mehr als 2500 Taler. Ubrigens ist die Ehe der jungen Fürstin wohl auf den Einfluß Friedrichs des Großen zurückzuführen, der der Mutter der jungen Herzogin, die er „dem Geschlecht nach ein Weib, dem Geist nach ein Mann“ nannte, in Hochachtung und Freundschaft zugetan war. So hat er wohl seine Nichte Anna Amalia, auf die Tochter dieser Frau aufmerksam gemacht, noch nach ihrem Tode ihrer Kinder fürsorglich gedenkend, sowie er ja auch der geistige Urheber der russischen Heirat mit dem Großfürst-Thronfolger, der preußischen mit

dem dortigen Thronfolger für die Schwestern der jungen Herzogin gewesen ist.

Wenn nun die Stadt auch über die Maßen simpel war, so hat Goethe doch darin Dinge gefunden, die alle Herrlichkeit der großen Städte ihm nicht hätte gewähren können: einmal eine große Zahl wertvoller, vortrefflich veranlagter Menschen, die gerade die Einförmigkeit und Abgeschlossenheit ihres Daseins vor Zersplitterung und der Hingabe an die Oberflächlichkeiten des Lebens bewahrt hatte, indem sie ihnen Zeit gab, ihren Geist zu entwickeln und auf das Ewige und Wahre hin zu bilden, wozu ein starker Antrieb aus der Person der Herzogin-Mutter und langjährigen Regentin kam, die als Braunschweigerin ja einem der kunstsinigsten und gebildetsten Fürstenhäuser Deutschlands entstammte. Daß auch in dem jungen Herzog das Blut seiner Ahnen, die Luther eine Freistatt gewährt, die deutsche Künstler wie Cranach und Dürer mit persönlichem freundschaftlichem Anteil beglückt, um ihrer inneren Überzeugungen willen Kurhut und Land aufgegeben hatten, lebendig war, darf nicht wunder nehmen. Die junge Herzogin war gleichfalls einem literarisch angeregten Hause entsprossen: auf sie scheint am meisten



F. G. Klopstock. Gemälde von Jens Juel, gestochen von L. Eichling

von dem Geist ihrer Mutter, die einst von ihren beschränkten Mitteln Klopstocks Oden drucken ließ, übergegangen zu sein. Einer der besten kritischen Köpfe, die unsere Literatur bis heute aufzuweisen hat, Merck, war ihr Lehrer gewesen, und am Hofe der geistvollen Zarin Katharina hatte sie die großen Verhältnisse des Petersburger Hofes kennen gelernt. Die strenge Sittlichkeit ihres Charakters hatten diese Beziehungen nicht anzutasten vermocht, wohl aber hatten sie ihrem Urtheil eine große Unbefangtheit in

Ansehung menschlicher Dinge verliehen: für sich selbst streng und gewissenhaft bis aufs äußerste, war sie duldsam auch gegen das Niedere, ohne es indessen in ihrer Nähe ertragen zu können. So zeigte sich schon damals nach kaum geschlossener Ehe die schmerzliche Dissonanz zwischen ihr, die nach Sitte, und dem ungebändigten Gatten Karl August, der nach Freiheit strebte. Eine treue Freundin fand sie in der Stallmeisterin Charlotte von Stein, der früheren Hofdame Anna Amalias und Tochter des früheren Hofmarschalls von Schardt, die solchergestalt mit dem herzoglichen Hause eng verbunden war. Die vielfach leidende, nicht schöne, aber anmutige und geistig hochstehende Frau war an Charakter und Lebensauffassung der jungen Herzogin nahe verwandt. Eines ihrer Lieblingsprüche war: Wer Dreck angreift besudelt sich, und wahrscheinlich ist die

Entwicklung des Charakters

gewandelt. Sie war eine Frau ohne Illusionen, streng gegen sich und andere, aufrichtig bis zur Schonungslosigkeit, im näheren Verkehr von einer schmucklosen Offenheit, die in ihrer Unverhülltheit nicht selten verletzend wirkte. In seltsamem Gegensatz hierzu stand eine große Sanftheit des Wesens, die bei ihr aber nicht Sache des Temperaments, sondern einer ungewöhnlichen Beherrschtheit war. In ihren jahrelangen höfischen Verhältnissen, in ihrer Ehe an der Seite eines zwar ehrenhaften, aber für die geistigen Bedürfnisse seiner Frau gänzlich verständnislosen Mannes, in ihren gesundheitlichen Zuständen, die der sehr

der Herzogin in sehr viel höherem Grade, als heute feststeht, auf den Einfluß der Stein zurückzuführen. Der Charakter Frau von Steins verleugnet nicht ihre Abstammung von schottischen Puritanern. Die strenge Rechtgläubigkeit ihrer Mutter Konfordia, die neben einem beschränkten Mann als Mutter vieler Kinder ein hartes Leben gehabt hatte, ohne von dem Kern ihres Wesens etwas aufzugeben, hatte sich bei der Tochter in eine herbe Wahrheitsliebe und Reuechaffenh



Lavater

Aus dem Goethe-Nationalmuseum in Weimar

nervösen, körperlich weit über ihre Kräfte in Anspruch genommenen Frau — sie hat in neun Jahren sieben Kinder gehabt — eigentlich eine ununterbrochene Leidenszeit darstellten, lagen natürlich viele erzieherische Momente, die im Verein mit der geistigen Willenskraft der Frau aus ihr eine Persönlichkeit im vollen Sinne dessen, was wir heute unter diesem Wort verstehen, machten. Sie war neben der Herzogin-Mutter, die damals 36 Jahre zählte, mit ihren 33 Jahren die älteste des eigentlichen geistigen Kreises und übte schon aus diesem Grunde einen gewissen beherrschenden Einfluß aus. Es sei hier gleich bemerkt, daß bei Frau von Stein keineswegs, wie man oft fälschlich behauptet hat, von der Herrschsucht niederer Naturen die Rede sein kann. Was dahin zu weisen scheint, ist lediglich der natürliche Einfluß einer selbstbeherrschten Natur, deren Gottesgnadentum es ist, daß andere sich Schutz und Hilfe suchend unter ihre Festigkeit stellen. Noch zu erwähnen ist unter den Damen des Hofes das verwachsene Hofräulein der Herzogin, Thusnelda von Göchhausen, deren Begeisterung für Goethe wir die einzige Abschrift des Urfaust verdanken. Von verdienten Beamten zu nennen ist der Minister von Fritsch, ein Ehrenmann von ausgesprochenem Charakter, der sehr zu Unrecht zu einer Art von herostratischem Ruhm gekommen ist. Denn als Goethe durch die persönliche Entschließung des Herzogs eine Anstellung im Geheimen Conseil erhalten sollte, richtete der verdiente Minister einen Brief an seinen Herrn, in dem er gegen die Anstellung des Dr. Goethe beim Geheimen Consilio geziemende Vorstellung tat, „appunirt teils auf dessen Untauglichkeit zu einem dergleichen beträchtlichen Posten, teils darauf, daß die intuitivierende Platzierung dieses Mannes über eine Menge rechtschaffener langgedienter Diener, welche sich dadurch zurückgesetzt sehen würden, niederschlagend sein müßte“. Als diese Vorstellungen nichts halfen, reichte er im April 1776 sein Entlassungsgesuch ein, mit aller schuldigen Ehrerbietung zugleich aber auch mit aller Entschlossenheit „eines von dem, was Eure herzogliche Durchlaucht anderen und sich selbst schuldig ist, tiefdurchdrungenen Mannes, deklarierend, daß er in einem Collegio, dessen Mitglied gedachter Dr. Goethe anjikt werden soll, länger nicht sitzen könne“. Man darf hierhinter keineswegs Beamtenhochmut und geistige Beschränktheit suchen, sondern die Entrüstung eines Ehrenmannes, der die fluchwürdige Günstlingswirtschaft anderer Höfe kannte, und des verantwortlichen Ministers, der nicht dulden konnte, daß der persönliche Wille des Fürsten irgend jemand von den „gesetzlich vorgeschriebenen Examinibus“ und dem herkömmlichen Bildungsgange des Beamten ohne weiteres entband. Der Brief, den der noch nicht 19 jährige Herzog dem älteren Manne daraufhin zurückschrieb und durch den er ihn unter Mithilfe seiner Mutter zum Bleiben bewegte, ist so schön, und wirkt auf den Schreiber, auf die ganzen Verhältnisse und auf seine Auffassung von Goethe ein so charakteristisches Licht, daß er hier folgen mag.

„Ich habe Ihren Brief, Herr Geheimer Rath, vom 24. April richtig erhalten. Sie sagen mir in demselben Ihre Meinung mit aller



Goethe. Verhollene Zeichnung von Georg Friedrich Schmolz 1774 oder 1775. Radierung ohne Namen in Savaters Physiognomischen Fragmenten, dritter Versuch. Leipzig und Winterthur 1777

Ich bin unzufrieden
 mit dem gegenwärtigen Zustand der
 Wissenschaften, und sehe die Fortschritte
 der Kunst mit unbeschreiblichem
 Bedauern an, und mich selbst nicht als
 unbeschuldig, sondern als einen der
 Schuldigen, welche die Zügel gelockert, und
 bald rutschen, bald auch schon
 fallen werden. Ich sehe die
 Wissenschaften, aber nicht die
 Kunst, als eine Kranke an.

☒ Verkleinerte Nachbildung aus der Handschrift des Cambr. Im Besitz der Staatsbibliothek zu Berlin ☒





Weimar im Jahre 1776. Nach einem zeitgenössischen Stich
Aus der Goethebiographie von Georg Wittkowski

der Aufrichtigkeit, welche ich von einem so rechtschaffenen Manne, wie sie sind, erwartete. Sie fordern in ebendenselben Ihre Dienstentlassung, weil, sagen Sie, Sie nicht länger in einem Collegio, wovon der Dr. Goethe ein Mitglied ist, sitzen können. Dieser Grund sollte eigentlich nicht hinlänglich sein, Ihnen diesen Entschluß fassen zu machen. Wäre der Dr. Goethe ein Mann eines zweideutigen Charakters, würde ein jeder Ihren Entschluß billigen. Goethe aber ist rechtschaffen, von einem außerordentlich guten, fühlbaren Herzen: nicht allein ich, sondern einsichtsvolle Männer wünschen mir Glück, diesen Mann zu besitzen. Sein Kopf und Genie sind bekannt.

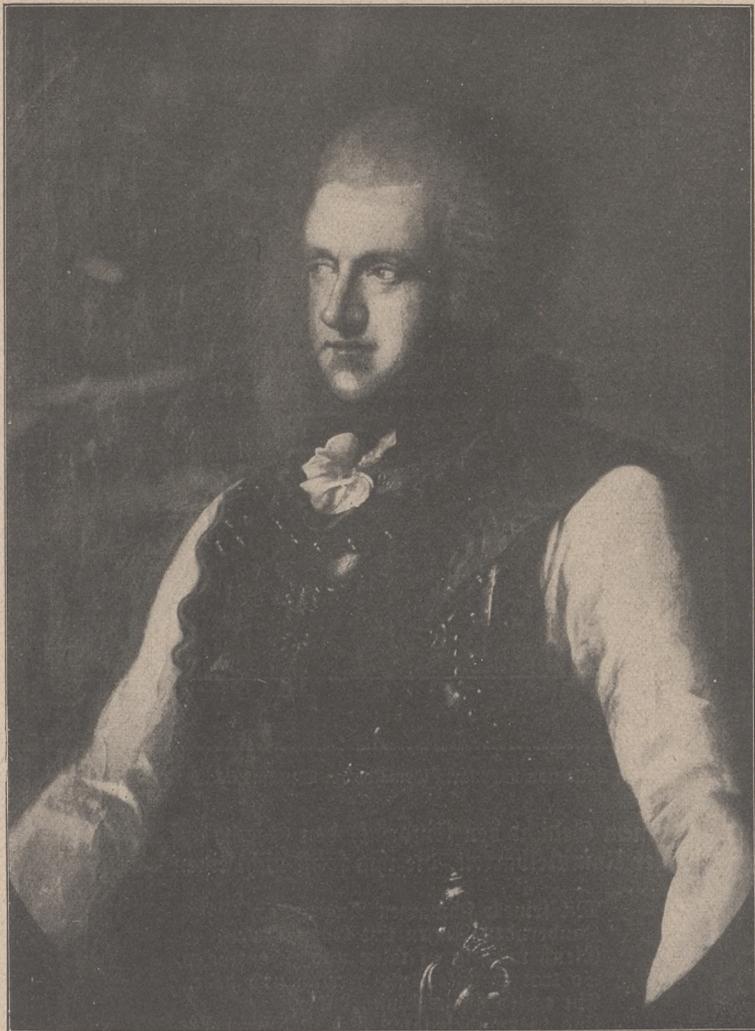
Sie selbst werden einsehen, daß ein Mann wie dieser nicht würde die langweilige und mechanische Arbeit in einem Landes-Collegio von unten auf zu dienen aushalten. Einen Mann von Genie nicht an dem Ort gebrauchen, wo er seine außerordentlichen Talente gebrauchen kann, heißt denselben mißbrauchen; ich hoffe, Sie sind von dieser Wahrheit so wie ich überzeugt.

Was den Punkt wegen der vielen verdienten Leute, welche auf diesen Posten Ansprüche machten, betrifft, so kenne ich niemanden in meiner Dienerschaft, der meines Wissens darauf hoffte. Zweitens werde ich nie einen Platz, welcher in so genauer Verbindung mit mir, mit dem Wohl und Beh meiner Untertanen stehet, nach Anciennität, sondern nach Vertrauen vergeben.

Was das Urtheil der Welt betrifft, welche mißbilligen würde, daß ich den Dr. Goethe in mein wichtigstes Collegio setzte, ohne daß er zuvor weder Amtmann, Professor, Kammer- oder Regierungsrat war, dieses verändert gar nichts; die Welt urtheilt nach Vorurteilen, ich aber, und jeder, der seine Pflicht tun will, arbeitet nicht, um Ruhm zu erlangen, sondern um sich vor Gott und seinem eigenen Gewissen rechtfertigen zu können, und suchet auch ohne den Beifall der Welt zu handeln.“ —

Von geistig bedeutenden Männern hatte Weimar sonst schwerlich etwas aufzuweisen, wenn nicht Anna Amalia wenige Jahre zuvor den

Dichter des Oberon, Wieland, als Erzieher ihres Sohnes Konstantin nach Weimar berufen hätte. Er hatte zwar keinen Grund, Goethe besonders gewogen zu sein, denn dieser hatte ihn in einem Schwank Götter, Helden und Wieland unbarmherzig genug verspottet, aber Goethes bezwingende Persönlichkeit überwältigte den „des Enthusiasmus in höchstem Grade fähigen Mann“ derart, daß er bald nach Goethes



Herzog Carl August von Weimar. Gemälde im Wittumspalais zu Weimar





⊠ Herzogin Luise von Weimar. Gemälde im Wittumspalais zu Weimar ⊠

Ankunft in einem Gedicht den Eindruck, den Goethe auf Weimar gemacht hatte, mit aller Unmittelbarkeit, die ihm sonst nicht eigen war, niederlegte:

Mit seinem schwarzen Augenpaar,
 Zaubernden Augen mit Götterblicken,
 Gleich mächtig zu töten und zu entzücken,
 So trat er unter uns herrlich und hehr,
 Ein echter Geisterkönig, daher,
 Und niemand fragte: Wer ist denn der?
 Wir fühlten beim ersten Blick: 's war Er!
 Wir fühlten 's mit allen unseren Sinnen
 Durch alle unsere Adern rinnen.

So hat sich nie in Gottes Welt
 Ein Menschensohn uns dargestellt,
 Der alle Güte und alle Gewalt
 Der Menschheit so in sich vereinigt;
 So feines Gold, ganz innrer Gehalt,
 Von fremden Schlacken ganz gereinigt! —
 — Das laß ich mir einen Zauberer sein!
 Wie wurden mit ihm die Tage zu Stunden,
 Die Stunden wie augenblicksverschwunden!
 Und wieder Augenblicke so reich,
 An innerem Werte Tagen gleich!
 Was macht er nicht aus unseren Seelen?
 Wer schmelzt wie er die Lust in Schmerz?
 Wer kann so lieblich ängsten und quälen,
 In süßen Tränen zerschmelzen das Herz?
 Wer aus der Seele innersten Tiefen,
 Mit solch' entzückendem Angestüm,
 Gefühle wecken, die ohne ihn
 Uns selbst verborgen im Dunkeln schliefen?

Wenn auch die in Wielands Leben stets eine große Rolle spielende Klugheit und der Wunsch, sich mit dem erklärten Liebling der herzoglichen Familie gut zu stellen, bei diesem Enthusiasmus in Rechnung zu ziehen ist, so bleibt immer doch genug von dem Außerordentlichen, um uns manches der folgenden Ereignisse verstehen zu lassen. Aber auch Knebel, Goethes späterer Freund, der erste, der die Bekanntschaft Goethes mit dem Herzog vermittelt hatte, als er auf der Reise den Dichter des Werther aufsuchte und daher auch der Urfreund genannt, Gouverneur des Prinzen Konstantin, der als früherer preussischer Leutnant schon etwas skeptischer urteilt als Wieland, erklärt ausdrücklich, „wie ein Stern ging er in Weimar auf“.

☒ ☒
 Die Begeisterung, mit der die Führenden dem Dichter des Werther entgegenkamen, pflanzte



Herzogin Anna Amalia von Weimar. Ausschnitt aus dem Gemälde von Tischbein im Wittumspalais zu Weimar

sich auf die gesamte Jugend fort. Wie ein Rausch kommt es über den Hof und die Stadt. Der Hof legt Werthertracht an: blauen Frack, gelbe Stulpstiefeln und weiße Hosen. Das neue Leben geht klingelnd und schellend wie eine Schlittensfahrt in das junge Jahr hinein, und es beginnt jene klassische Epoche, die uns unter dem Namen „Die lustige Zeit von Weimar“ so wohl bekannt ist.

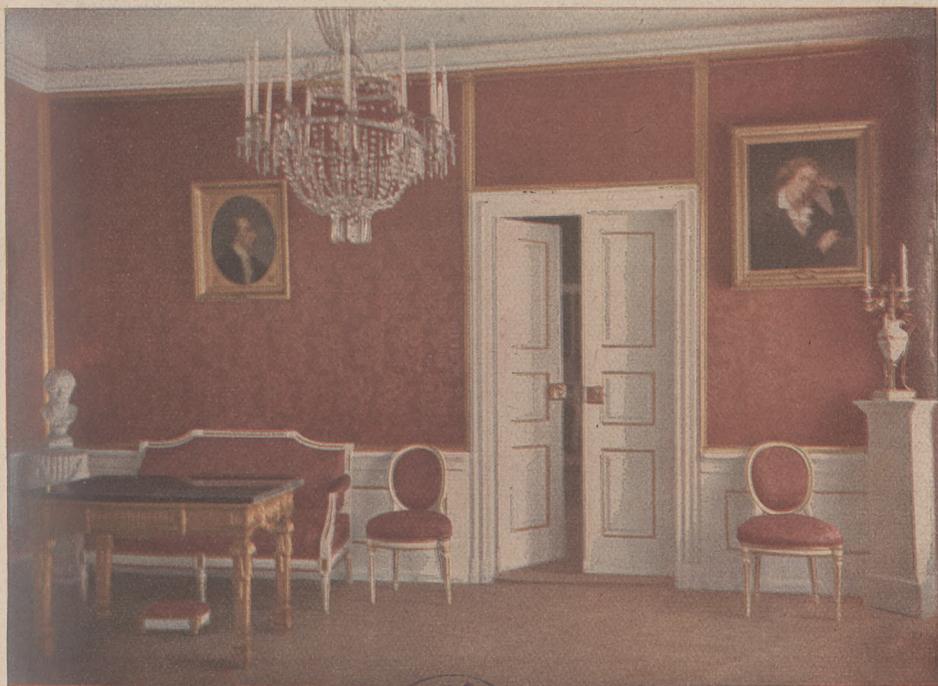
Der Charakter des Herzogs war nicht in dem Grade gefestigt, wie der Brief, der oben mitgeteilt ist, dies schließen machen könnte. Dieses Schreiben zeigt nur, welche hohe ursprüngliche Begabung in dem jungen Fürsten lag und in die Erscheinung trat, sobald ein ihn in der Seele anpackendes Gefühl ihn sich zusammenzuraffen zwang. Im allgemeinen aber war der Herzog eine völlig ungebändigte Natur, deren Äußerungen dem bedeutend älteren Goethe trotz seiner eigenen Anlagen oft recht sonderbar erschienen sein müssen. Sein „düsteres Angestüm“ nennt Goethe die seltsame richtungslose Art des jungen Mannes. Man muß sich erinnern, daß es Sturm- und Drangperiode war und daß der Herzog sowohl den Jahren wie auch den Eigenschaften nach doppelt und dreifach ein Kind des Sturmes und Dranges war. Geboren aus dem letzten aufflammenden Lebensfieber eines Sterbenden — sein Vater starb, ein Jüngling noch, an der Schwindsucht —, mütterlicherseits ein Sohn des heißblütigen kriegerischen Welfengeschlechts mit allem vererbten Expansionsdrang von Geschlechtern, die Deutschland große Krieger und Regenten gegeben haben, auf ein Fürstentum beschränkt, das an Größe ungefähr einem preussischen Kreise gleichkam, zeigte er eine Wildheit und einen ziellosen Drang, der uns wohl erklärlich ist, dem aber seine Umgebung eher erschreckt gegenüberstand. Daß er für seine ausgeprägten, stark sinnlichen Triebe in seiner Ehe nicht die mindeste Befriedigung fand, ist bei der Schilderung des Charakters der Herzogin schon angedeutet worden. Am liebsten war er tagsüber mit seinen Hezrüden auf der Jagd, aß aus dem Kanzen beim Kohlenfeuer und schlief auf Gras hingestreckt vor irgend einer Köhlerhütte. Goethe hat auf ihn die bezeichnenden Verse gedichtet:

Der Vorwitz lockt ihn in die Weite,
Kein Fels ist ihm zu schroff, kein Steg zu schmal;
Der Unfall lauert an der Seite
Und stürzt ihn in den Arm der Dual.
Dann treibt die schmerzlich überspannte Regung
Gewaltsam ihn bald da, bald dort hinaus,
Und von unmutiger Bewegung
Ruht er unmutig wieder aus.

So herrliche Eigenschaften der Herzog besaß, so ursprünglich und recht eigentlich genial seine Natur war — seine Sprache ist so erdhast, naturwahr und frisch, daß man diesem ganz französisch erzogenen Mann gegenüber aus dem Staunen darüber gar nicht herauskommt — so „toll, dumm und albern“, um Goethes Worte zu gebrauchen, hat er sich oft gezeigt, und das Kind und der Fischschwanz guckten, um wieder mit Goethe zu reden, ehe man sich's versah, wieder hervor. Das größte Übel dabei hatte Goethe bald heraus: „So passioniert er für's Gute



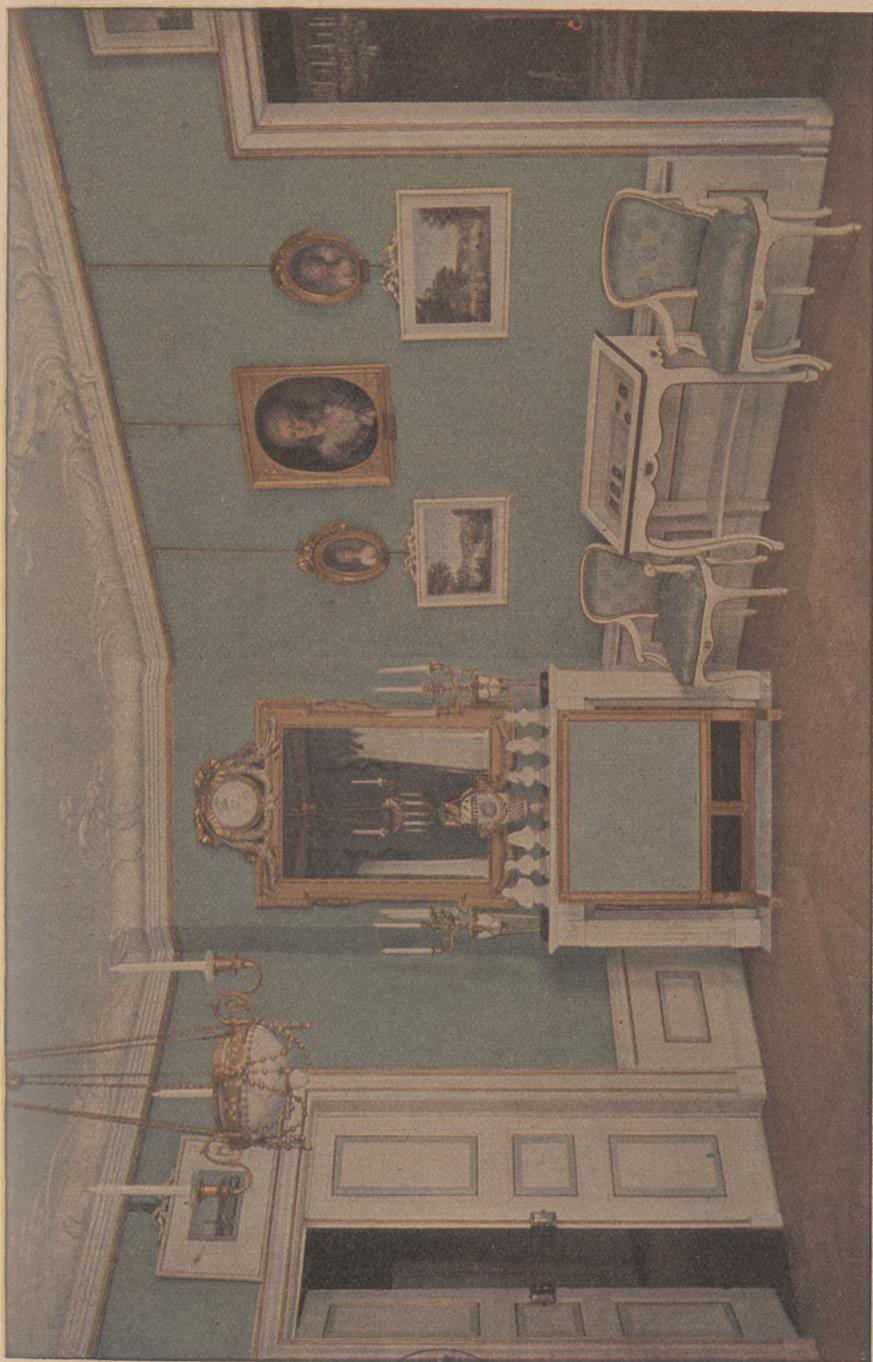
Der Ball- und Theateraal im Wittumspalais zu Weimar. (Zwischen den beiden Säulen wurde die Bühne aufgebaut.)



Das Dichtezimmer im Wittumspalais. Auf der Wand (links) eine vermutlich von Georg Oswald Man gefertigte Kopie seines Goethebildnisses vom Jahre 1770. Rechts das Bildnis Schillers, Kopie nach Anton Graff. Aufnahmen von Louis Geld, Weimar

und Rechte ist," schreibt dieser an die Stein, „so wird's ihm doch weniger wohl darinnen als im Unschicklichen. Es ist ganz wunderbar, wie verständig er sein kann, wieviel er einsieht, wieviel er kennt, und doch, wenn er sich etwas zugute tun will, so muß er etwas Albernnes vornehmen, und wenn's das Wachslichterzerknaupeln wäre.“ Es war also das beste, was er tun konnte, auf den Geschmack des jungen Herrn einzugehen. „Eine Weile muß er's so treiben,“ schreibt Frau von Stein, „um den Herzog zu gewinnen und dann Gutes zu stiften.“ Es kam dann auch bald dahin, daß Wieland an Merck schrieb: „Goethe kommt nicht wieder von hier los, Karl August kann nicht mehr ohne ihn schwimmen noch waten.“

Vorläufig aber erregte das genialische Gebahren des Herzogs und seines Kreises manches mißliebige Aufsehen, und was in Wahrheit auf ein paar übermütige Streiche und gelegentliches Trinken über den Durst hinauslief, gelangte aufgebauscht ins Reich als Gerüchte von fürchterlichen Ausschweifungen, durch die der Herzog sich früher oder später zugrunde richten würde, so daß sich Klopstock veranlaßt sah, ein freimütiges Schreiben an Goethe zu richten. Goethe hat auf dieses Schreiben in sehr ungezogener Art geantwortet, wie sie gelegentlich auch in seinen Briefen an zwei Frauen, Karoline Herder und die Legationsrätin Kozebue, die Mutter des Dramatikers, in höchst verletzender und unziemlicher Weise zutage tritt. Die bedingungslosen Bewunderer Goethes haben auch diese Auswüchse mit der Souveränität des Genies erklären zu müssen geglaubt, was selbstverständlich nicht die mindeste Entschuldigung für solche Roheiten in sich schließt. Sie werden hier aber keineswegs unterschlagen, weil auch in diesem Zuge der Schlüssel für die Entwicklung mancher allzumenschlichen Seite des großen Mannes liegt. Sodann hatte das genialische Treiben zur Folge, daß, von dem Ruf Weimars angezogen, auch andere Genies sich einfanden: der hochbegabte Dönländer Lenz, dessen geistige Zerrüttung sich wohl schon damals vorbereitete, der Frankfurter Klinger, Sohn einer Waschfrau, in deren Hinterstube der junge Goethe manche frohe Stunde verlebt hatte. Das Treiben der beiden Genies stieß aber in so heftiger Weise mit den Anschauungen des Hofes, über die wohl der Fürst, aber doch nicht der Gast sich selbständig hinwegsetzen durfte, zusammen, daß Goethe an Lavater schrieb: „Klinger ist uns ein Splitter im Fleisch; seine harte Heterogenität schwärt mit uns, und er wird sich herauschwären.“ Klinger erkannte denn auch bald, daß Weimar nicht der Boden für ihn sei, und verließ freiwillig die Stadt; als russischer General hat er nachmals die Beziehungen zu Frau Kat und ihrem Sohn erneuert. Dagegen mußte Lenz, den man gern in Weimar behalten hätte, „wie ein krankes Kind, und ihm von Spielzeug gelassen, was es will“, auf den Schub gebracht werden, wie man heute sagen würde, da er sich durch eine große „Eselei“, über die wir nicht unterrichtet sind, — es scheint sich um eine Art handgreiflicher Liebeserklärung gegen eine Dame des Hofes, vielleicht gar der jungen Herzogin gegenüber, gehandelt zu haben — in Weimar unmöglich machte. Wer dagegen von Goethe selbst nach Weimar gezogen und gegen allen



Ein Teil des bei Festlichkeiten als Empfangsraum benutzten Zimmers im Wittumspalais. Aufnahme von Louis Gels, Weimar



Widerstand der Weimarischen Geistlichkeit durchgesetzt wurde, war Herder, der Bückeburger Hofprediger und nunmehrige Weimarer Generalsuperintendent. Am 11. Juni 1776 hatte der Herzog Goethe zum Mitglied des Staatsrates ernannt, bereits im Oktober erfolgte Herders Berufung. Schon einen Monat darauf erfolgt eine andere Berufung, die der berühmten Schauspielerin Corona Schröter, die Goethe schon als Leipziger Student bewundert hatte und die der Herzog im März gelegentlich einer Reise mit Goethe nach Leipzig gleichfalls kennen lernte.

Es beginnt jetzt die glücklichste Zeit in Goethes Leben: der Frühsommer dieses reichen Daseins, eine Zeit des Sprießens, Keimens und Blühens, des Genügens der Seele, die vor unsern Augen steht wie eine Landschaft im Morgentau. Zwar ist auch in diesen Tagen des Schweren genug. Das Gehalt, das man Goethe aussetzte, reichte nicht hin, die Anforderungen des Lebens bei Hof zu decken. Alte Schulden aus Frankfurt, denn der Dichter des Götz und des Werther hatte als wohlbestallter Rechtsanwalt noch kein Einkommen und von dem Vater ein monatliches Taschengeld von 20 M. nach heutigem Geld bezogen, so daß er den Götz mit geliehenem Gelde hatte drucken lassen müssen, brachten ihn noch mehr ins Gedränge, und der immer wunderlicher werdende Vater war nur durch List zur Hergabe des erforderlichen Zuschusses zu bewegen, so daß Goethe in den ersten Jahren aus den Sorgen nicht herausgekommen ist. Seine Gesundheit war nichts weniger als fest, Herzklopfen, Blutandrang nach dem Kopfe, fieberhafte Zustände und rheumatische Beschwerden, die teilweise wohl aus Goethes Anlagen hervorgingen, teilweise aber auch auf das neblige und feuchte, ungewohnte Thüringer Klima zurückzuführen sind, quälten ihn oft. Aus Frankfurt klangen die Nachrichten über das Befinden des Vaters immer trauriger: der Rat verfiel allmählich in Schwachsinn, und aus Emmendingen lauteten die Briefe Corneliens immer schmerzlicher und herzbedrückender: Cornelia war in ihrer Ehe mit Schloffer höchst unglücklich geworden. Von Karlsruhe, der geistig angeregten Residenz, in der die junge Frau, ihren Gewohnheiten gemäß hatte leben können und in der es ihr an Anregung nicht gefehlt hatte, hatte man Schloffer, dessen schroffe Rectlichkeit sich den Hofsitzen nicht anbequeme, nach Emmendingen geschickt. Die Stellung war zwar ehrenvoll und einträglich: er herrschte wie ein kleiner Fürst über ein großes Stück Landes, und seine Besoldung war die höchste in Baden. Aber Corneliens zarte Gesundheit litt unter dem strengen Winter des offenen Landes. Das weite, kalte Haus stellte an ihre Kräfte unerfüllbare Anforderungen. Sie saß abgetrennt auf viele Meilen von jedem geistigen Verkehr, und während Schloffer selbst sich vollkommen glücklich fühlte, litt die jungfräuliche Natur der Schwester Goethes unter seiner Wesensart. Ihr Leiden steigerte sich zuletzt bis zu Lähmungszuständen; sie siechte dahin, und erst eine Kur des berühmten Arztes Zimmermann verschaffte ihr einige leidensfreie Wochen, denen aber eine neu auftretende Schwangerschaft ein schnelles Ziel setzte. Bald nach der Geburt dieses ihres zweiten Kindes starb Cornelia nach dreijähriger Ehe.



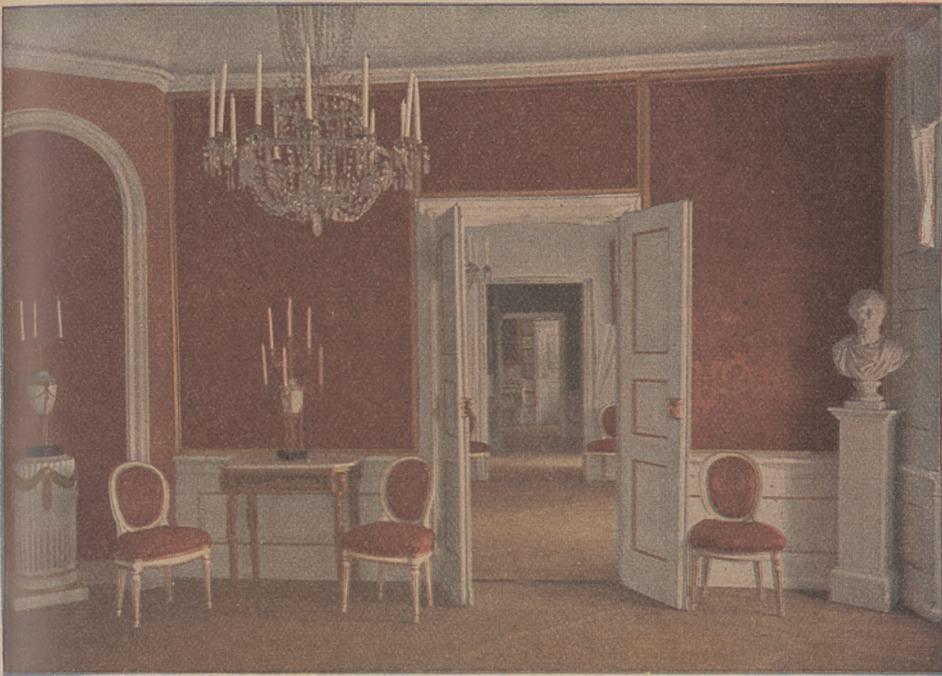
Die Schauspielerin Corona Schröter. Gemälde von Anton Graff im Museum zu Weimar
Photographieverlag von Karl Schwier, Weimar



Auch in der fürstlichen Familie, in deren Kreis Goethe jetzt hineingezogen war, fehlte es nicht an tiefen Schatten: die unüberbrückbare Kluft der Richtungen und Lebensauffassungen in der Ehe des jungen regierenden Paares, die der zwischen Cornelia und Schloffer nicht unähnlich war, das Nachdenken über die wilden und jeltamen ererbten Neigungen des Herzogs und seines Bruders, die daran anknüpfenden Erwägungen über den Zustand des Vaters und der Schwester, dazu die nie schweigende Stimme des Gewissens in bezug auf Sesenheim, das Bewußtsein, das unschuldige Herz der liebenswürdigen Friederike recht eigentlich gebrochen zu haben, und die immer dringenderen Anforderungen des Genius in ihm, das alles mochte wohl zusammen einen Zustand hervorrufen, der dem des von Furien umgetriebenen Orest nicht unähnlich sein mochte. Dazu kamen die Anforderungen der fremden Welt, des fremden Milieus, wie wir heute sagen, dessen störende Einflüsse jeder, der sich in eine neue Umwelt versetzt sieht, an sich erfährt, er möge nun an einen Hof oder in eine Fabrik oder in eine Werkstatt gelangen; und dem Andringen all dieser fremden Elemente wird der Begabteste dessen Kräfte von innen her in Anspruch genommen werden, natürlich in noch minderem Maße gewachsen sein als der Durchschnittliche, dessen Kräfte für das Erfassen der Außerlichkeiten frei bleiben. Wie das schon einer unserer größten Philosophen, Schopenhauer, in überzeugender Weise ausgeführt hat.

Auf dem Landgut Kochberg lebte nun damals einsam und in nichts weniger als glänzenden Umständen die Frau des weimarischen Oberstallmeisters von Stein. Der Zufall gewährte gerade in jener Zeit der viel leidenden, etwa 35jährigen Frau eine kurze Periode erneuerten Aufblühens. Das jüngste ihrer sieben Kinder, der kleine Fritz war vor einiger Zeit geboren; sie hatte ihn selbst nähren können, und durch diesen Zustand des sich frischer Fühlens und des neuen Lebens, das sich am Hofe regte, hatte auch sie mehr Neigung gezeigt, dem Wunsch ihres Gatten entsprechend, an den Festen des Hofes teilzunehmen. Bisher hatte sie meist still für sich in Kochberg gelebt, viel mit Literatur und den seltenen Strahlen geistigen Lebens, die aus der großen Welt in ihre Einsamkeit drangen, beschäftigt. Den Gatten hielt sein Hofamt vom Hause fern; manchmal scheint Stein für Wochen und Monate vom Hause abwesend gewesen zu sein. Er war ein guter und anständiger Mensch von mäßigen Geistesgaben und scheint seine Frau nur geheiratet zu haben, weil er eben heiraten wollte und sie zufällig die passende Partie für ihn war. Den Geschäften einer Gutsfrau konnte Charlotte sich wegen ihrer Kränklichkeit nur in sehr beschränktem Maße widmen; bei vier ihrer Kinder waren die schmerzlichen Leiden der Mutter umsonst gewesen, und sie hatte sie frühe ins Grab legen müssen; die beiden älteren Söhne befanden sich in der herzoglichen Pagenschule. So war sie allein, das Glück und der Liebreiz einer jungen Mutter in diesem letzten sie recht eigentlich gesund machenden Kinde über sie ausgegossen, und ihre befreiten Sinne für neue Eindrücke und Arbeiten bereit wie der Same im Frühling.

Obwohl keines ihrer uns erhaltenen Bilder uns den Eindruck einer sogenannten schönen Frau zu vermitteln vermag, muß Charlotte doch



Das Veramunungszimmer der Hofgesellschaft im Wittumspalais. Rechts die Büste des Majors von Knebel



Das Musikzimmer im Wittumspalais. Über dem Klavier das Bildnis der Lady Hamilton von Wilhelm Tischbein. Aufnahmen von Louis Geld, Weimar



einen sehr sympathischen und anziehenden Eindruck gemacht haben. Sie verstand die Kunst, sich bei geringen Mitteln gut zu kleiden, und Frau von Kalb erzählt, daß ihr vornehmer Geschmack den jungen Frauen als Muster gedient habe. Man hat seit einiger Zeit versucht, die Frau durch einseitige Darstellung aller hervorragenden Eigenschaften zu entkleiden und sie als eine kaltherzige, egoistische, herrschsüchtige Frau hinstellen wollen, in die Goethe sich nun einmal mit der Unerklärlichkeit solcher Neigungen verliebt, und deren große Eigenschaften der Seele und des Geistes er sich nach Dichterart zurechtphantierte habe.



Das Haus der Frau von Stein in Weimar. Aus: „Bode, Damals in Weimar“
(Verlag von Gustav Kiepenheuer, Potsdam)



*Votre très-humble et très-obéissante
Servante. de Stein, née de Schardt.*

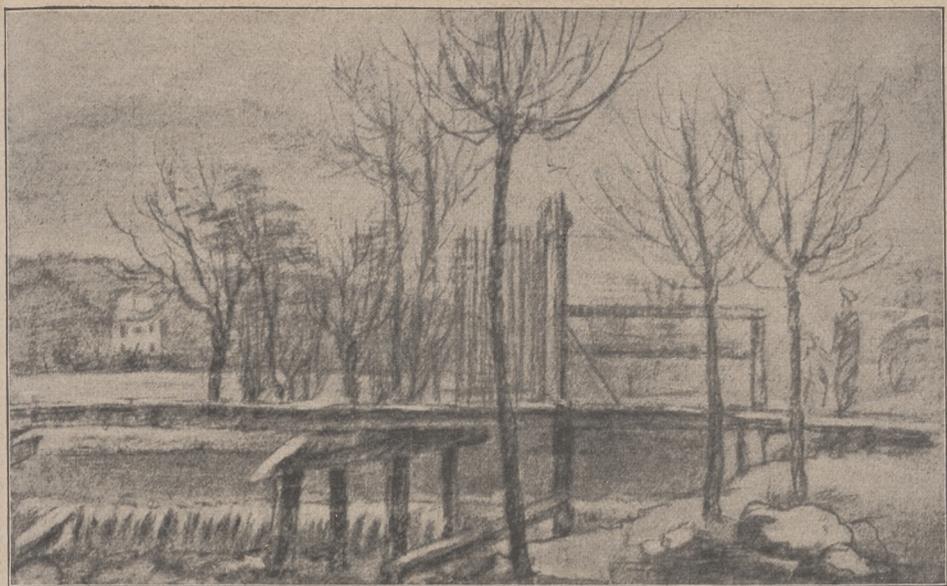
Charlotte von Stein. Nach einer Zeichnung vom Jahre 1796 von Dora Stoct im Besitz des Freiherrn Ludwig von Gleichen-Rußwurm. Die Unterschrift ist aus einem Brief in französischer Sprache (Weimar 1773) an Baron v. Bentendorf. Aus Wilh. Künzels Autographensammlung

Demgegenüber ist festzustellen, daß Frau von Stein nicht allein durch die sanfte Würde ihrer Haltung, die schließlich ja auch eine rein äußerliche Folge ihrer höfischen Erziehung sein konnte, sondern vielmehr durch den Wert und die Größe ihres Charakters auch in fremden Umgebungen einen starken Eindruck gemacht hat. Die vielen anerkennenden Urteile über sie müssen wir uns wegen des Raummangels wiederzugeben versagen. Von Goethe hatte die Frau schon durch den berühmten Arzt Zimmermann, den sie bei ihrer Kur in Pyrmont kennen gelernt hatte, gehört. Sie hatte den Clavigo gelesen, von dem sie einen tiefen Eindruck bekam, und bald danach den Werther, und gegen Zimmermann den Wunsch

geäußert, den Verfasser kennen zu lernen. Der kluge Menschenkenner antwortete darauf: „Sie wollen, daß ich Ihnen von Goethe spreche, Sie verlangen, ihn zu sehen, aber arme Freundin, wie können Sie nur daran denken. Sie wünschen ihn zu sehen und wissen nicht, wie höchst gefährlich dieser liebenswürdige, bezaubernde Mann Ihnen werden könnte!“ Nun lernte sie Goethe gleich nach seiner Ankunft kennen, und wie es nicht anders sein konnte, machte er auf die einsame Frau den gleichen tiefen Eindruck, wie auf alle anderen, denen er begegnete. Die ihrer selbst so sichere Frau scheint es sofort empfunden zu haben, und es ist, als ob sie sich dagegen habe wehren wollen. Denn gleich nach dem ersten Kennenlernen Goethes schreibt sie an Zimmermann: „Gleichgültig ist er mir eben nicht, doch weiß ich nicht, ob er oder Werther mich sticht.“ In Goethes Art lag für eine Frau von der Richtung der Stein besonders viel Befremdliches. „Goethe und ich werden niemals Freunde, seine Art, mit unserem Geschlecht umzugehen, gefällt mir nicht; es ist nicht Achtung genug in seinem Umgang“, schreibt sie später an den Arzt.

Was nun Goethe selbst betrifft, so gab es unstrittig eine Reihe schönerer und, was man so nennt, amüsanterer Damen bei Hofe, die ihn hätten interessieren können und bei denen er seine mangelnden Kenntnisse der Hofsitte leicht und bequem vervollständigen konnte. Aber Goethe ist immer aufs Ganze gegangen; was er suchte, mußte immer echt sein. Alle seine Neigungen sind ein Zeugnis dafür. Selbst was Christiane betrifft: was er damals für den damaligen Zeitpunkt in ihr suchte, das war auch Christiane ganz. Es ist also kein Wunder, wenn er der Stein, deren Schattenriß ihn übrigens schon in der Sammlung Lavaters interessiert hatte und von der auch Zimmermann ihm gesprochen hatte, lebhaften Anteil entgegenbrachte. Fürs erste ist das nackte Bedürfnis entscheidend: er braucht jemand, den er in dieser und jener Formsache um Rat fragen darf, und er wendet sich an die Frau, von deren Geist er durchfühlt, daß sie bei vollkommener Beherrschung der Hoftechnik doch über diesen Außerlichkeiten steht; was sie davon an ihn mitteilt, also immer in seiner wahren Bedeutung erkennen wird. Während er fürchten mußte, bei anderen dadurch jenes wohlbekannte überhebliche Gefühl hervorzurufen, was die, die sonst nichts besitzen, über das bißchen Armseligkeit an unbestrittenem Eigentum zu empfinden pflegen. Auch muß ihm, dem zuzeiten die den meisten genialen Menschen eigene gelegentliche Betroffenheit und ein Schwer-Sichzurechtfinden eignete, die große Einfachheit der Frau Vertrauen eingeflößt haben. Denn ihr Auftreten war ohne jede Prätension und Ziererei, gerade, natürlich und frei.

Wir dürfen uns den damaligen Goethe ja noch nicht in der steifen Haltung der Geheimratswürde seiner mittleren Jahre vorstellen; ganz im Gegenteil betonen alle Schilderungen jener Zeit einen so gänzlichen Mangel an Haltung bei ihm, wie wir ihn uns kaum in der eingezwängten Kokonwelt denken können. Daß er bei jeder Störung mit den Zähnen zu knirschen, mit den Füßen zu stampfen liebte, bei freudigen Überraschungen „sehr laut wie ein Hahn zu krähen“ liebte, mit Wetter, Fluchen, Türenschlagen, Schimpfen und Toben seinen Gefühlen Luft



Der Weimarer Park in seinen Anfängen. Links im Hintergrunde Goethes Gartenhaus. Zeichnung von Goethe
Aus der Goethebiographie von Georg Wittkowski



*Übermüthig sieht's nicht aus
Dieses stille Gartenhaus
Allen die darin verkehrt
Ward ein guter Muth bescheert
Goethe 1828*

Goethes Gartenhaus und Garten in Weimar. Zeichnung nach der Natur von Otto Wagner 1827, Stich von
Ludwig Schüke mit den von Goethe eigenhändig darunter gesetzten Versen von 1828 5*





Der Originalstein von der Bank im Park von Goethes Gartenhaus (jetzt im Gartenhaus aufbewahrt)

machte, wissen wir aus zahlreichen zeitgenössischen Briefen. Ebenso aber
 wissen wir auch, daß ein tiefer Zug seines Wesens nach Maß und
 Harmonie ging und daß er somit nicht nur den äußerlichen Firnis bei
 der Stein suchte, sondern, daß er sich in ihre Hände gab, weil er fühlte,



Goethes Ruhestitz im Park des Gartenhauses mit der Frau von Stein gewidmeten Inschrift
(siehe oben)

wie viel diese beherrschte Frau, die alle ihre Leiden und die Freudlosigkeit ihres Lebens zu solcher Stille verarbeiten mußte, ihm werden konnte.

Tropfsteß Mäßigung dem heißen Blute,
Nichtetest den wilden, irren Lauf,
Und in deinen Engelsarmen ruhte
Die zerstörte Brust sich wieder auf.

Daß Goethe keine Leidenschaft suchte, zeigt sein kaum ein Vierteljahr nach der Bekanntschaft am Hang des Ettersberges an sie gedichtetes

Wanderers
Nachtlied:

Der du von dem
Himmel bist.
Alles Leid und
Schmerzen
stillest,
Den, der doppelt
elend ist,
Doppelt mit Er-
quickung füllest.
Ach ich bin des
Treibens müde!
Was soll all der
Schmerz und
Luft?
Süßer Friede,
Komm, ach komm
in meine Brust!

Was nun
Frau von Steins
Haltung selbst
angeht, so ist
es denn freilich
sehr leicht, wenn
männliche oder
weibliche Sit-
tenrichter be-

Hunger und Durst stand sie innerhalb des Hofkreises nach Alter und Erfahrung allein. Denn das Interesse der gleichaltrigen Herzogin-Mutter ging auf andere Dinge. Nun kommt eines der außerordentlichsten und gewaltigsten Genies, die je auf Erden erschienen sind, und wendet sich an sie als die einzige, die ihm menschlich zu geben imstande ist — wie sollte in der so viel älteren Frau, die ihr eigentliches Leben schon hinter sich hat, der Gedanke aufkommen, dieser wilde, junge Mensch, den sie eher wie einen Sohn als wie einen Liebhaber betrachten muß, könne je andere als mütterliche oder schwesterliche Gefühle in ihr erwecken. Es ist dasselbe, was Goethe einmal in einem anderen Fall mit den Worten „um Anteilnehmen ansehen“ umschreibt. So kam alles, wie es kommen mußte, und wir Deutschen haben den Ruhm, unseren größten Dichter dreizehn Jahre lang ein so ideales Verhältnis der Seele zu einer Frau haben zu sehen, wie es in der Geistesgeschichte aller Nationen ohne Beispiel ist. Die höchsten, reinsten

haupten, die Frau hätte sich auf ein solches Verhältnis überhaupt nicht einlassen dürfen. Ihrem Gatten nahm sie durch die Teilnahme, die sie Goethe zuwandte, nichts, denn er hat niemals Ansprüche an ihre geistige und seelische Eingabe erhoben. Die Söhne waren ihr genommen, und der kleinste konnte vorläufig nur bestimmte Seiten ihres Gemüths beschäftigen. In ihrem geistigen



Charlotte von Stein

und edelsten Werke Goethes leiten ihren Ursprung aus jener Zeit her, wo die Seele der geliebten Frau die höhere Seele des Dichters erstarken ließ:

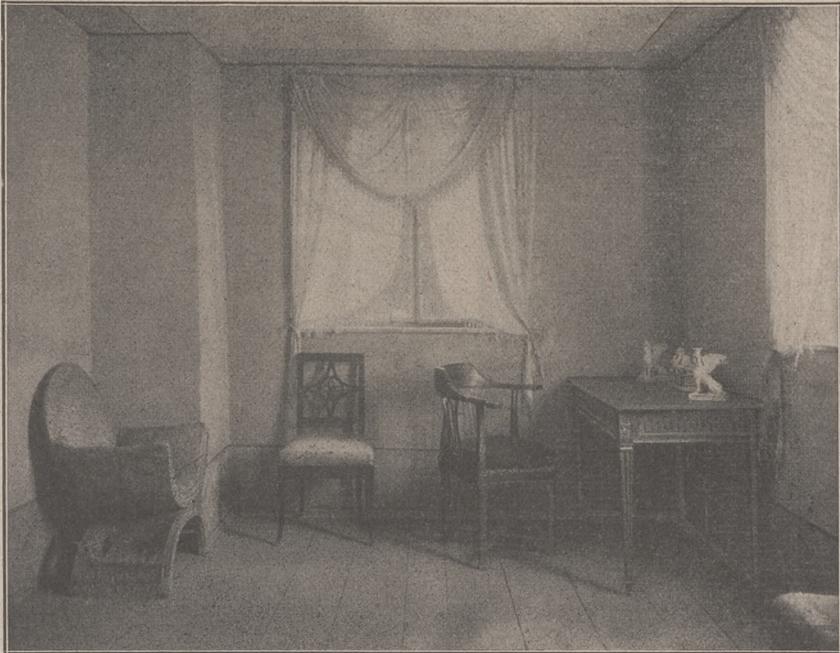
Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust,
Die eine will sich von der andern trennen,
Die eine hält in derber Liebeslust
Fest an der Welt mit klammernden Organen,
Die andere reißt gewaltsam sich vom Dust
Zu den Gefilden hoher Ahnen.

Dazu der Stein in seinem Garten, der von dieser höchsten Zeit seines Lebens redet:

Hier im Stillen gedachte der Liebende seiner Geliebten;
Weiter sprach er zu mir: Werde mir Zeuge, du Stein!
Doch erhebe dich nicht, du hast noch viele Gefellen;
Jeden Felsen der Flur, die mich den Glücklichen nährt,
Jedem Baume des Walds, um den ich wandernd mich schlinge,
Dentmal werde des Glücks, ruf' ich ihm weihend und froh,
Doch die Stimme verleih' ich nur dir, wie unter der Menge
Sinen die Muse sich wählt, freundlich die Lippen ihm küßt.

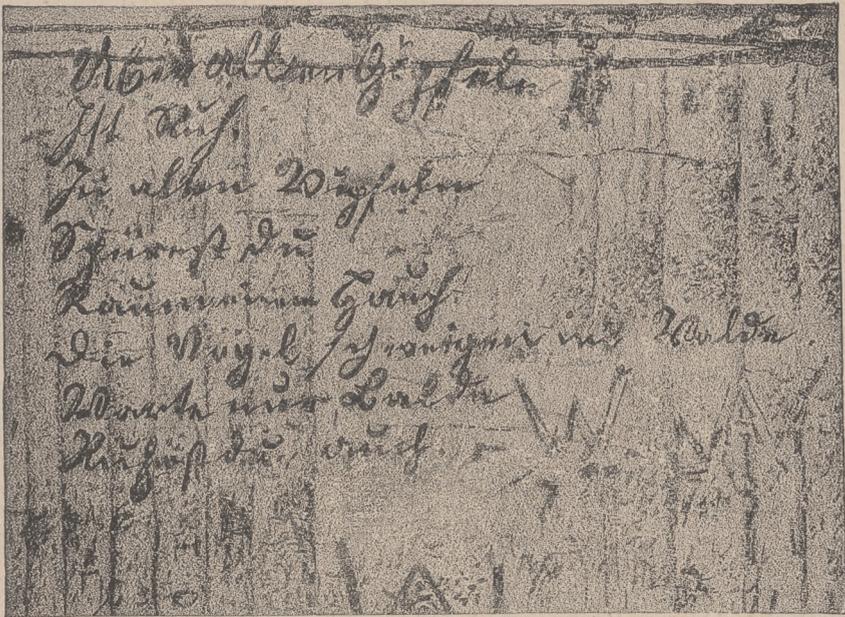
Aber neben Frau von Stein ist es eine zweite Macht, die Goethe in Weimar in ihren Bann schlug. Es ist die Natur . . .

Hier in Weimar zum erstenmal hat der Stadtmensch ihren ganzen tiefen Zauber empfunden. Im Frühling 1776 kaufte der Herzog ihm den Garten mitsamt dem Häuschen am Ufer der Ilm — der Fluß ist inzwischen anders geleitet worden — und hier in dem hochgiebligen Bau



Goethes Arbeitszimmer im Gartenhaus





Banderers Nachtlied. Am 6./7. September 1780 eigenhändig von Goethe mit Bleistift auf die Innenwand des Jagdhäuschens auf dem Sichelhahn geschrieben und am 27. August 1813 von ihm erneuert. Original im Frankfurter Goethe-Museum

mit den kleinen, traulichen Zimmern, hat Goethe die glücklichsten Jahre seines Daseins zugebracht. Hier in den Wiesen pflanzte er seine Bäume, seine Erdbeeren und Blumen, hier aus der Felm-steigend hat er im Mondschein sein „Alles geben die Götter“ gedichtet, hier lag der Stein, auf dem noch heut in schwachen Zügen seine Distichen: „Erwählter Fels“ zu lesen sind, von ferne rauschten der Wald und das Wehr, und Blatt und Blume lösten sich leise und geheimnisvoll aus der Knospe. Hier war es, wo er oft Frau von Stein mit der Herzogin oder einer Freundin oder auch allein lustwandelnd über die Wiese kommen sah, wo sie ihm die selbstgenähten Tüllgardinen aufsteckte, an seinem Feuer mit ihm saß oder die erste Rose aus seiner Hand entgegennahm. Und wie die Bäume seines eigenen Gartens, so wuchsen unter seiner Hand auf den Wiesen ringsum die Bäume des jetzigen Parks empor, fast alle von ihm ausgewählt und bestimmt, zogen sich Wege durch den Rasen, plauderten Quellen über moosige Steine. Und so wuchsen aus seinem Herzen die ewigen Gedichte „An den Mond“, „Der Fischer“, „Erkönig“, „Kennst du das Land“, „Wer nie sein Brot mit Tränen aß“, „Über allen Gipfeln ist Ruh“, die „Sphigenie“ und jenes Gedicht, das wie kein anderes die liebliche Stimmung jener Jahre wiedergiebt: „An meine Bäume“:

Sag' ich's euch, geliebte Bäume,
Die ich ahndevoll gepflanzt,
Als die wunderbarsten Träume
Morgenröthlich mich umtanzt.

Ach, ihr wißt es, wie ich liebe,
Die so schön mich wieder liebt,
Die die reinsten meiner Triebe
Mir noch reiner wiedergiebt.

Wachset wie aus meinem Herzen,
Treibet in die Luft hinein!
Denn ich grub viel Freud' und Schmerzen
Unter eure Wurzeln ein.

Bringet Schatten, traget Früchte,
Neue Freude jeden Tag.
Nur daß ich sie dichte, dichte,
Dicht bei ihr genießen mag.

Noch als Greis äußerte Goethe den Wunsch, einmal dort, wo er so tüchtige Jahre verlebt habe, sterben zu können. Und weiter um Weimar her lag die ganze Anmut und Fülle des Herzens von Deutschland, rauschten die Wälder, durch die sich der Rennstieg zog, hob sich die Burg, die wie kein anderer Fleck deutscher Erde mit der Geschichte deutschen Geisteslebens verknüpft ist, auf der die Dichter des Nibelungenliedes und des Parzival vor dem Landgrafen Hermann sangen, auf der Luther die Bibel übersetzt und auch die deutsche Sprache aus welschen Banden erlöste, lag unter seinen Füßen der heilige Boden, der seit den Anfängen der Geschichte für uns Deutschland bedeutet. Er wurde auch der Nährboden für das Schönste, was außer den Werken des jungen Goethe unsere Literatur aufzuweisen hat. Neben der Iphigenie sind in dieser Zeit auch der Wilhelm Meister, der Abschluß des Egmont und auf dem Wege nach Tiefsurt der erste Gedanke zum Tasso entstanden. Wie Goethe heimlich in den Harz reist und, obwohl gewarnt, im November die für die damalige Zeit nicht ungefährliche Besteigung des Brocken unternimmt, sollten seine Verehrer bei ihm selbst nachlesen. So von der Natur umgeben und umschlungen, durch Liebe ihr nahe kommend und ihr vertrauend, sehen wir ihn mit jenem Grundzug seines Wesens: zum Ganzen vordringen zu wollen, immer tiefer in ihre Geheimnisse hineinstreben. Man soll auf die ehrlichen Bestrebungen Goethes, naiv wie sie manchmal sind, heute nicht hochmütig herabblicken:

Ich zittre nur, ich stottere nur,
Und kann es doch nicht lassen,
Ich fühl's, ich kenne dich, Natur,
Und so will ich dich fassen.

Und wenn auch die Spezialwissenschaft seine Art, der Natur nahe zu kommen, belächeln mag, so hat sie doch eine der wichtigsten Entdeckungen, die des Zwischenknochens, ihm zu verdanken. Seine Freude hierüber war überaus groß. Nie zeigt sich ferner schöner als in diesen Tagen die Menschenliebe in Goethes Natur. Mit seinem Diener Philipp Seidel, der hier im Gartenhause Eierkuchen buk und Spargel kochte, wenn Frau von Stein zu Besuch kam, der den Tee machte und dann gemeinsam mit dem alten Schack, dem Steinschen Diener, der für solche Fälle ausgeliehen wurde, den herzoglichen Herrschaften präsentierte und der Frau Rat, die immer viel Klage über den schreibfaulen Geheimrat führte, in lebendigen Briefen Bericht über alles erstattete, verband ihn ein wahrhaft freundschaftliches Verhältnis, das Herrn wie Diener zur höchsten Ehre gereicht. Seine Kinderliebe, die schon den Jüngling auszeichnete und die er von seiner Mutter geerbt hat, fand hier ein reiches Feld. Die kleinen Herders, der kleine Fritz Stein waren ihm immer willkommene Gäste, für die er unter strengem Ausschluß der Erwachsenen große Ostereiersuchen und andere kindliche Feste zu veranstalten mußte.

Aus der Sorge um den kleinen Fritz, den er eines Abends vor sich aufs Pferd genommen hatte und mit dem er durch das neblige Nlmtal nach Hause ritt, entstand der Erstkönig. Zusammen mit Frau von Stein nahm er wieder das schon früher betriebene Studium Spinozas auf, und der sanfte, selbstlose Geist dieses Lehrers, vereint mit der reinen Atmosphäre, in die er immer inniger hineinwuchs, schufen aus ihm in jenen Jahren einen Menschen so voll Glück und Harmonie, wie er es nie wieder hat werden können. Von seinem immerhin kargen Einkommen — 1200 Taler — hat er eine große Wohltätigkeit ausgeübt. Wo immer man seine Hilfe anrief, war er bereit. Jene Harzreise unternahm er nicht allein wegen des Naturgenusses, sondern um einen jungen Melancholiker, mit dem er schon lange Zeit korrespondiert hatte, durch persönlichen Zuspruch zu ermuntern; ein schöner Beweis seiner Herzenszartheit ist dabei, daß er sich dem ihn Erwartenden nicht zu erkennen gab, sondern sich wie von ungefähr in ein Gespräch mit ihm einließ. Mit einem fast am Leben verzweifelnden Menschen namens Krafft hatte er ein noch viel rührenderes Verhältnis: er erhielt ihn monatelang in Nlmenau und richtete, da Krafft wohl zuweilen seiner Beschämung Worte gegeben hat, Briefe an ihn, die nächst den Briefen an die Stein zu den schönsten Dokumenten nicht nur Goethes, sondern



Goethe und seine Gemahlin am Kaffeetisch

der Menschheit gehören. So schreibt er u. a.: „Ist Ihnen mit einem Kleid, Überrock, Stiefeln, warmen Strümpfen gedient, so schreiben Sie, ich habe sie zu entbehren. Nehmen Sie diese Tropfen Balsams aus der Reiseapotheke des dienstfertigen Samariters, wie ich sie gebe.“ Oder: „Ich schicke Tuch und Futter zu einem Rocke, den lassen Sie sich machen. — Fassen Sie wieder Fuß auf der Erde! Man lebt nur ein-



Herzogin Anna Amalia auf Stöckelschuhen
Schattenriß eines Unbekannten im Wittumspalais zu Weimar

mal! Ich weiß im ganzen Umfang, was das heißt: sich das Schicksal eines Menschen mehr zu den übrigen Lasten auf den Hals binden, aber sie sollen nicht zugrunde gehen.“ Seine Beschämung mindert er: „Sie sind mir nicht zur Last, vielmehr lehrt's mich wirtschaften, ich vertändele viel von meinem Einkommen, das ich für den Notleidenden sparen könnte. Und glauben Sie denn, daß Ihre Tränen und Ihr Segen nichts sind? Der, der hat, darf nicht kargen, er muß geben. — Es ist mehr eine Wohlthat von Gott, wenn er uns, da man so selten was tun kann, einmal einen wirklich Elenden erleichtern heißt.“ — Was wollte dagegen die Bläckerei des Alltags besagen, die sich wie ein roter Faden durch alle brieflichen Mitteilungen jener Zeit hindurchzieht?

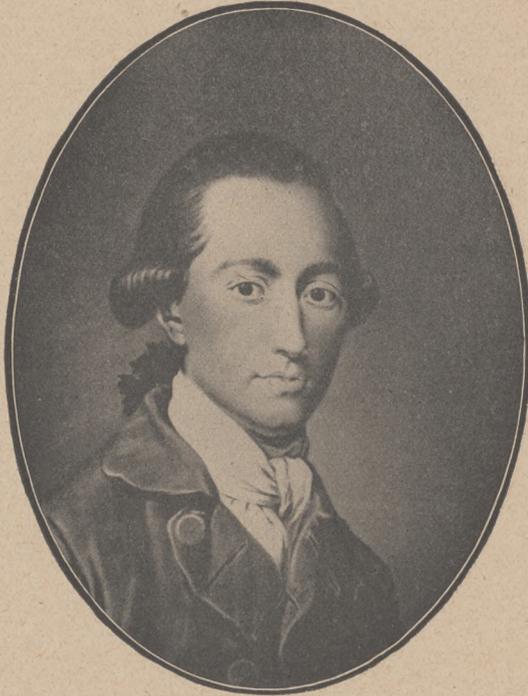
„Der König Thoas soll reden, als wenn kein Strumpfwirker in Apolda hungerte“, ruft er einmal aus, und viele der erhabensten Szenen der Iphigenie sind zwischen Rekrutenausmessungen, Besichtigungen von Brandstätten und Bergwerken entstanden. Goethe hatte bald herausgefunden, daß das einzige Mittel, in der Verwaltung Ersparnisse zu machen und dem armen Lande damit aufzuhelfen, in der Verwaltung des Heeres liege und hatte deshalb mit der Wegebau- auch die Kriegsverwaltung übernommen. Später bürdete er sich die gesamte Finanz auf.



Joh. Feinr. Meyer
 Carl v. Wolfsthal
 Herzogin Anna Amalia
 Emilie Gore
 Charles Gore
 Carl v. Büchtemann
 Herbet

Abendfeier der Herzogin Anna Amalia im Wittumspalais zu Weimar. Aquarell von Georg Meichior Kraus
 etwa aus dem Jahre 1796. Aufnahme von Karl Schreiber, Weimar

Bibliothek
 U. M. K.
 Torun
 Seminarium Mlogij



Goethe. Pastellgemälde von Georg Oswald May, Wetmar 1779

Man hat vielfach Frau von Stein das hohe Verdienst, das sie sich um den Menschen Goethe erworben hat, streitig machen wollen. Man hat darauf hingewiesen, daß verhältnismäßig wenig in jener Zeit zum Abschluß gekommen ist. Das ist aber Schuld der Verhältnisse und nicht etwa des zerstörenden Einflusses der zerstörenden Leidenschaft, wie man das seeliche Verhältnis zu Frau von Stein entgegen den unzähligen Zeugnissen Goethes selbst hat nennen wollen. Es spricht aus dieser Auffassung jene materialistische Weltanschauung mit ihrer

erniedrigenden Ansicht von der Frau, die seit den ersten Anfängen geistiger Strömungen mit der höheren geistigen, kurzweg idealen im Streit liegt. Man hat auf Scheingründen fußend festgestellt, daß die tatsächliche Ausbeute von Goethes Schaffen aus jener Zeit nicht sehr groß ist. Das will sagen, daß die vollendeten Werke dieser Epoche im Verhältnis zu gleichen Zeiträumen der späteren Zeit nur gering sind. Es ist dies natürlich ein ungemein enger Standpunkt, der, weil die Zukunft erst die volle Ernte jenes fruchtbaren Abschnitts, in dem die Keime aneinander drängen, einbringt, in schwerverständlicher Kurzsichtigkeit den wahren Frühsommer Goethes für an sich fast steril erklären will. Mit großem Aufwand von Beredsamkeit hat man behaupten wollen, daß die Selbstsucht der alternenden Frau mit allen Mitteln versucht habe, Goethe zu halten, dabei aber der freien und opferwilligen Hingabe Christianens in der Enge ihres Herzens nicht fähig gewesen sei. Gewiß hat die Stein nicht in jeder Beziehung richtig und rühmlich gehandelt, und sicherlich hätte sie besser getan, allmählich aus der Rolle der Geliebten in die der mütterlichen Freundin hinüberzugleiten. Es hätte sicherlich im Bereich ihrer Kraft gelegen, für sich selbst zu verzichten und den so viel jüngeren Mann auf andere Frauen hinzulenken, auf diese Weise vielleicht Goethes Glück

begründend, eine Forderung, die man nicht müde wird im Namen der höheren Interessen der Menschheit gegen sie zu erheben. Man soll aber, ehe man solche Forderungen erhebt, erwägen, wie außerordentlich die Scheu Goethes, sich wirklich zu binden, von jeher gewesen ist: von Friederiken hatte er sich mit blutendem Herzen losgerissen; es ist zwar richtig, daß er damals ein unselbständiger Mensch ohne sichere Aussichten war, nur ein „Haussohn“, wie er sich selbst bezeichnet, aber eine große Liebe hätte wohl zu warten und zu siegen gewußt. Wir sehen später, wie seine Neigung sich solchen jungen Frauen zuwendet, die seiner Freiheit in Folge ihrer Gebundenheit durch eheliche Bande nicht gefährlich zu werden drohen, ihm aber durch die Wärme eines häuslichen Lebens die Illusion einer Familie zu geben vermögen, wie Lotte Buff und Maxe Brentano. Wir sehen ferner, wie er den aussichtsreichsten und sorglosesten Verhältnissen an der Seite eines schönen und begabten Geschöpfes fast durch heimliche Flucht sich entzieht, und wissen, daß diese Neigung zu Billi so tief war, daß er ihr noch aus Weimar, als er Frau von Stein schon längere Zeit kannte, jene schmerzlichen Worte zugerufen hat, daß „vergebens Liebe vor Liebe flieht“. All dieses, was er so sehr ersehnte und brauchte, fand er bei Frau von Stein: eine harmonische, von Kinderstimmen belebte Häuslichkeit, Sanftheit und Anmut des Wesens, die er immer der blendenden Schönheit vorgezogen hat — keine der Frauen, die Goethe geliebt hat, sind in irgend einem Sinn schön gewesen, dagegen kann man keiner eine gewisse Lieblichkeit, die, aus der Seele fließend, das Auge und die Züge belebt, absprechen — und er fand noch ein Letztes: einen Geist, der an Stärke und Selbstlosigkeit dem seinen weit überlegen war, er fand ein gefestigtes Herz. Beides sind Dinge, um die Goethe ein Leben lang schwer gerungen hat, die ihm von Haus aus keinesweg eigen waren. Man erkennt das schon aus den



Goethe. Bildwerk von Martin Klauer. Mit Erlaubnis des Goethe-Nationalmuseums zu Weimar veröffentlicht

Gestalten seiner Werke. Kein einziger Mann, im eigentlichen Sinn, ist Goethe in der Darstellung gelungen, alle seine Männer sind im hohen Grade abhängig von Einflüssen, hin und her gerissen von fremden Gewalten, im Guten und Bösen, alle des Führers, der lenkenden Hand bedürftig. Wenn Goethe jemals eine heldenhafte Natur gelungen ist, so ist es eine Frau: Iphigenie, die beherzt die Wahrheit ergreift, als die Männer keinen Ausweg als die Lüge sehen, Klärchen, die die Macht der Initiative besitzt, während der traurige Held hin und her schwankt, Gretchen, die aus einem geängstigten und von wahnsinniger Furcht ins Verbrechen getriebenen Geschöpf zur höchsten Tragik empormächtig, indem sie freiwillig die Sühne ihrer Schuld auf sich nimmt, im kritischen Augenblick beherzt das Gute ergreifend, das Böse von sich stoßend, auch wenn der Weg zum Schaffott führt. Wir brauchen nicht mehr daran zu erinnern, was die Klettenberg, was der zarte und feste Charakter der Fahlmer für Goethe bedeutet hat: und so fand er auch hier alles, was der bessere und höhere Mensch in ihm je von der Frau begehrt hatte, der mindere wurde unterdrückt. Und wenn wir in seinen Briefen an Frau

von Stein lesen: „Ich möchte dich fußfällig bitten, vollende dein Werk, fahre fort, mich immer besser zu machen,“ wenn wir die herrlichen Worte der Iphigenie, des Tasso mit denen der römischen Elegien vergleichen, die Goethe selbst der „herrlichen Wirkung der endlich befriedigten Liebe“ zuschreibt, so werden wir uns des Bedauerns über diese „Jahre des Darbens“ wohl enthalten können. —

☒ ☒ ☒
Wenn uns zahlreiche Klagen Goethes aus jener Zeit berichtet sind, daß er künstlerisch nichts ganz leiste



Fritz von Stein. Schattenriß von Goethe
Im Goethe-Nationalmuseum zu Weimar

und daß er so viel Zeit mit Nichtigkeiten verlore, so geht das auf die zahllosen zerplitternden Verpflichtungen, die bei allem Verständnis Karl Augusts die Anforderungen des Hofes mit sich brachten, geht das darauf, daß der dichterische Genius, den das Geschick an diesen kleinen Hof verschlagen hatte, sich in zahlreichen kleinen Gelegenheitswerken nicht eigentlich erschöpfte, aber doch wegwarf. Das peinigendste Übel eines kleinen Fürsten ist von jeher die Langlewige gewesen, und alles, was dem schalen Leben einen Inhalt versprach,

wurde begierig aufgenommen. Da es in diesem kleinen Lande am Hoftheater gebrach — Karl Augusts Vater hatte zwar zu Beginn seiner kurzen zweijährigen Regierung, wahrscheinlich auf das Betreiben seiner Gattin Anna Amalia hin in der Erinnerung an die liebgewordene Bühne ihres väterlichen Hofes, ein Hoftheater errichtet, aber der Aufwand überstieg die Mittel des kleinen Hofes bei weitem, und nach des Herzogs frühem Tode sah man sich gezwungen, es eingehen zu lassen — war nichts natürlicher, als daß der junge Hof, der künstlerisch empfindende Herzog voran, zu Liebhabervorstellungen schritt nach dem Muster der kleinen Residenzen jener Zeit. Und wenn man sich auch, solange es ging, mit den vorrätigen Werken behalf, so trat man natürlich auch mit der naiven Zuversicht der Ahnungslosigkeit an Goethe selbst heran. Daß er bereitwillig darauf einging, darf uns nicht wundernehmen. Wie sollte Goethe sich die Gelegenheit entgehen lassen, in lebendigen Kontakt zur Bühne, und wenn es auch nur eine Liebhaberbühne war, zu kommen? Daneben war die Freude am Spiel, wie wir aus Frau Rats Briefen wissen und aus der wundervollen lebendigen Schilderung in Wilhelm Meister, tief in seinem Wesen begründet. Endlich sind auch sicherlich Erwägungen menschenfreundlicher Art maßgebend gewesen. Bei der unbändigen Natur des Herzogs mußte man alles, was diesen heftigen Geist in ruhige Bahnen zu lenken imstande war, mit Freuden ergreifen, denn diese Beschäftigung war zugleich in ihrer kulturellen Bedeutung für die Einwohnerschaft nicht unerheblich, weil die getreuen Untertanen zu dem hochfürstlichen Liebhabertheater freien Zutritt hatten. Auch brachten die Erfordernisse der Bühne den Einwohnern einen bescheidenen Verdienst und dem „Direktor der Natur“, Tischlermeister Nieding, zum Lohn für seine hingebungsvolle Geschicklichkeit nicht allein manchen schwer verdienten Taler, sondern auch die für den schwindsüchtigen Mann nicht minder schwer zu erwerbende Unsterblichkeit. In einem seiner schönsten Gedichte, „Auf Niedings Tod“, hat Goethe seiner Dankbarkeit und Liebe für den „guten Mann“, den begeisterten und unermüdlichen Gehilfen bei jenem Werk, einen menschlich schönen Ausdruck gegeben. — Schließlich hat er auch, wie wir wissen, sich bemüht, unter dem Mantel der Dichtung auszusprechen, was ihm für das junge Fürstenpaar auf dem Herzen lag; und wenn es ihm nicht gelungen ist, einen dauernden Erfolg hierbei zu erzielen, so lag die Schuld an bestimmten Charaktergegensätzen der Gatten, die ja schon zur Genüge oben angedeutet sind. Wie sehr Goethe sich übrigens bemühte, was, wie ein Spiel begonnen war, zu einer höheren Stufe zu bringen, über den Dilettantismus zu erhöhen, zeigt die Berufung Corona Schröters, von der schon gesprochen ward, und die wiederholten Gastspiele Konrad Ekhofs, des großen Tragöden von der berühmten Truppe Schröders in Hamburg, der nach der Zerspaltung des Hamburger Ensembles am Gothaer Hoftheater eine Stellung gefunden hatte. Die schönste Blüte der weimarischen Liebhaberbühne war ohne Zweifel jene Aufführung im Schloßchen zu Ettersburg, die uns außer den begeistertsten Berichten der Augenzeugen auch der Stich von Jacius aufbewahrt hat,

Iphigenie, in der Corona die Titelrolle, Goethe selbst den Orest spielte. Von großem Zauber war auch das von Goethe wohl als erstem begonnene Naturtheater an den Ufern der Ilm oder am Hange des Ettersberges, für das das Singspiel Die Fischerin entstand, dessen Glanzstück der von Corona Schröter vertonte und von ihr gesungene Erlkönig war. Auch die Maskenfeste, in denen Symbolik und Allegorie, Fabel, Gedicht, Historie und Scherz, vielfach in Anlehnung an die Antike, gar mannigfaltigen Unterhaltungsstoff darreichten, belebten die Geselligkeit des Weimarer Hofes aufs glücklichste. Wer aber jemals an solchen Veranstaltungen hat teilnehmen müssen, der weiß, welche Unmengen an Zeit und Kraft durch Proben, Vorbereitungen, Intermezzi und alles Drum und Dran für solche hübsche Nichtigkeiten verloren geht. Daß Goethe seinen Zweck, Karl August in unschädlicher Weise zu beschäftigen, damit erreichte, steht wohl fest, und was er dadurch in dem kleinen Lande, das ihn gastlich aufgenommen hatte, für Segen gestiftet hat, kann man heute natürlich nicht mehr beurteilen. Wenn wir aber erwägen, wie flehentlich Goethe in jenem Weihnachtsbrief von 1784 den jungen Fürsten gebeten hat, sein Wildschweinrudel abzuschaffen, das die Felder und Gärten der Anwohner des Ettersberg zerstörte, und ihm vorstellt, wie kläglich der Zustand des Landmanns sei und mit welchen Übeln er ohnedies zu kämpfen habe, so können wir getrost annehmen, daß Goethes erzieherische Weisheit nicht ohne Grund zu diesen von Fernstehenden schnell und leicht verurteilten Mitteln seine Zuflucht nahm.

☒

☒

☒

Aber auch diese Zeit der lieblichen Sommertage ging vorüber. Die Jahre gingen, immer dringender forderte in Goethe das Unterdrückte, Zurückgeschobene sein Recht. Der kluge Merck hatte schon vor Jahren Frau Kat gesagt, „Goethe darf nicht dort in Weimar versauern. Der Herzog ist jetzt, wie er sein soll, und für das andere Lumpenwesen ist ein Goethe zu schade.“ Und die Frau Kat hatte daraufhin nach dem Tode des Mannes dem Sohn geschrieben: „Da ich nun Herr und Meister bin, und Dir also ungehindert gute und ruhige Tage verschaffen könnte, so kannst Du leicht denken, wie sehr mich das schmerzen würde, wenn Du Gesundheit und Kräfte in Deinem Dienst zusehen solltest, denn das schale Bedauern hinterher würde mich zuverlässig nicht fett machen. Ich bin keine Heldin, sondern halte mit Kilian das Leben vor gar eine hübsche Sache. Doch Dich ohne Not aus Deinem Wirkungskreis herausreißen, wäre auf der anderen Seite ebenso töricht. Also Du bist Herr von Deinem Schicksal, prüfe alles und erwähle das beste. Ich will in Zukunft keinen Vorwurf weder so noch so haben. Jetzt weißt Du meine Gedanken und hiermit Punktum.“

Aber Goethe hatte der Mutter damals geantwortet: „Unverantwortlich wäre es auch gegen mich selbst, wenn ich zu einer Zeit, da die gepflanzten Bäume zu wachsen anfangen und da man hoffen kann, bei der Ernte das Unkraut vom Weizen zu sondern, aus irgend einer Unbehaglichkeit davonginge und mich selbst um Schatten, Früchte und Ernte bringen wollte. Indes glauben Sie mir, daß ein großer Teil des guten Muts, womit ich



Goethe in Weimar. Aus der Goethe-Galerie von Wilhelm von Kaulbach
(F. Brudmann A.-G., München)

trage und wirke, aus dem Gedanken quillt, daß diese Aufopferungen freiwillig sind und daß ich nur dürste Postpferde anspannen lassen, um das Notdürftige und Angenehme des Lebens mit einer unbedingten Ruhe bei Ihnen wiederzufinden. Denn ohne diese Aussicht, und wenn ich mich in Stunden des Verdrusses als Leibeigener und Tagelöhner um des Bedürfnisses willen ansehen müßte, würde mir manches viel saurer werden.“

Daß also Aufopferungen dazu gehörten, in Weimar auszuhalten, daß Stunden des schwersten Verdrußes nicht ausgeblieben waren, gibt Goethe selbst der Mutter gegenüber, die er, ihren Wünschen belegend, sonst gern mit jeder Unannehmlichkeit verschonte, offen zu.

Sehr viel deutlicher spiegelt sich dagegen in den anderen Briefwechseln mit Freunden wie z. B. Lavater, Merck u. a. der innere Kampf des Künstlers mit der andrängenden Außenwelt wider. Und nur die Liebe, die seelische Befriedigung an der Seite der geliebten Frau haben ihn vermocht, immer noch auszuhalten. Wie oft sind ihm, wenn er den ganzen Tag im Drange der Geschäfte „gesotten und gebraten wurde, Pläne, Gedanken, Einteilung der Zeit mitverbrannt“. Wie oft hat Tasso auf dem Pult gelegen und ihn, der keine Zeit für ihn finden konnte, „so freundlich angesehen!“ Einem Wagenbruch und den paar Stunden erzwungener Muße in einem entlegenen Gasthaus verdanken die Strophen der Zueignung: „Der Morgen kam, es scheuchten seine Tritte . . .“ ihr Entstehen.

Schon Wieland bemerkte, daß Goethes Einbildungskraft zu erlösen scheine, und in Goethes Tagebüchern finden wir jene zu tiefen Schlüssen berechtigende Stelle: „Mir ist's wie einem Vogel, der sich im Zwirn verwickelt hat, ich fühle, daß ich Flügel habe, und sie sind nicht zu brauchen.“ Dagegen tröstet er sich der Stein gegenüber häufig mit anderen Vergleichen, einmal vergleicht er sich mit einem Vogel, „der sich aus einem guten Endzweck ins Wasser gestürzt hat und dem, da er am Ersaufen ist, die Götter seine Flügel in Flossfedern nach und nach verwandeln.“ Oder er zieht das Beschneiden der Lindenbäume heran, die freilich eine Zeitlang wie Stangen dastehen müßten, damit der Saft in die Krone schieße und sich nicht in Seitentrieben vergeude. Allmählich aber wurde die Einsicht unabweisbarer, daß er sich „für andere abarbeite und doch nichts erlange.“ „Man sieht das Unheilbare und wie doch immer gepfuscht wird.“ Daß er an der durch die Jahrhunderte gegebenen Entwicklung der politischen und volkswirtschaftlichen Verhältnisse als einzelner nicht viel ändern könne, wurde ihm immer klarer, daß aber die unersehbliche Zeit ungenutzt verlief, in der er auf einem ihm von allen Menschen einzig erreichbaren Gebiet Dinge schaffen könne, die für die ganze Menschheit von Bedeutung waren, trat mit immer schmerzlicherer Wucht vor seine Seele. Es ist, um auf seine eigenen Gleichnisse aus der Natur zurückzugreifen, der Drang wie im Vogel nach Luft, wie im Baum nach Wachstum und Blüte, der Drang nach Entwicklung kurz gesagt, deren Keim der Schöpfer in jede Natur gelegt hat und der in keinem quälender wird als im genialen Menschen.

Hierzu kam, daß gerade für einen Menschen von Goethes Anlagen das ästhetische Verhältnis, in dem er zu Frau von Stein stand, eigentlich tagtäglich qualvolle Anforderungen stellte. Je älter er wurde, je gereifter sein Charakter, je ausgeprägter seine Männlichkeit, desto unerträglicher mußte es für ihn werden, ein halbes Menschenleben lang von Almosen zu leben, demütiger Gast zu sein, wo er Herr im Hause naturgemäß hätte werden mögen. Außerdem — man erwähnt es nur zögernd — zeigt sich auch in diesem



Esene aus Goethes Fischerin. Auf dem natürlichen Schauplatz zu Tiefurt vorge stellt. Tuschzeichnung von Georg Melchior Kraus im Schloß Tiefurt bei Weimar. Aufnahme von Karl Schmier, Weimar



Jagd schloß Ettersburg bei Weimar. Zeichnung von R. Bauer, Stich von Gustav Brindmann
Aus Hermanns Weimar-Album



Fall jene trotz alles Leugnens unheimliche Natur des Genies, die man fälschlich auch vampirhaft genannt hat. Ich möchte sie eher der eines großen, starken, hochaufragenden Baumes vergleichen, der mit tiefen Wurzeln und unzähligen Saugarmen an sich zieht, was ihm erreichbar ist. Daß die Natur der Stein den viele Jahre hindurch immer stärker und unbarmherziger werdenden rein geistigen Anforderungen Goethes nicht zu genügen vermocht hat, kann niemand wundernehmen. Goethe hat größere Geister verbraucht und weggeworfen. Das seelische Verhältnis aber, in dem er zu ihr stand, brachte naturgemäß jenes leidenschaftliche Sehnen nach Besitz und Vereinigung mit sich, dessen schneidendstes Dokument die über tausend Briefe und Zettelchen, die er an die Frau gerichtet hat, sind. Welche Nervenkraft es gebraucht hat, dem unaufhörlichen heftigen Andringen der unverbrauchten Kräfte eines Mannes in seiner Blüte zu widerstehen, ohne es doch zum Bruch kommen zu lassen, kann nur der ermessen, der weiß, welcher seelischen Energie gerade eine Frau fähig ist, daß der Zustand aber zuletzt unhaltbar und in Wahrheit zu einer Tortur geworden sein muß, fühlen wir aus dem ermattenden Ton des Briefwechsels mit trauriger Klarheit heraus. So können wir uns die Tatsache, daß Goethe buchstäblich aus Weimar geflohen ist, einigermaßen erklären. „Man ist nicht immer Jüngling, man sollte nicht immer Kind sein,“ hat er selbst später in Wilhelm Meister gesagt. Ein kindlicher Zug liegt ja nun überhaupt im Wesen der genialen Begabung und durch ihn ist das große Mißverhältnis, in das das Genie häufig zu der Umwelt gerät, einwandfrei zu erklären. Goethe selbst hat das ja im Tasso in unübertroffen schöner Weise dargestellt. Was er mit herben Worten in bezug auf das Liebhabertheater ausgesprochen hatte: „Ich bin es müde, Großmeister der Affen zu sein und die eigene und fremde Not mit Maskeraden zu über-tünchen,“ was er im Tasso mit den Worten sagt: „Wenn ich nicht sinnen oder dichten soll, so ist das Leben mir kein Leben mehr,“ gewann auch der Freundin und Geliebten gegenüber Ausdruck in den für die Stein so furchtbar harten Worten: „Wie das Leben der letzten Jahre wollt' ich mir eher den Tod gewünscht haben . . . Ich kämpfte mit Tod und Leben, und keine Zunge kann aussprechen, was in mir vorging.“ Von Karlsbad aus, am 3. September 1786, nachdem er eben 37 Jahre geworden war, stahl er sich früh um drei Uhr hinweg, „weil man mich sonst nicht fortgelassen hätte“. Einzig und allein sein Diener Seidel wußte um das Ziel seiner Flucht: er ging nach Rom.

☒

☒

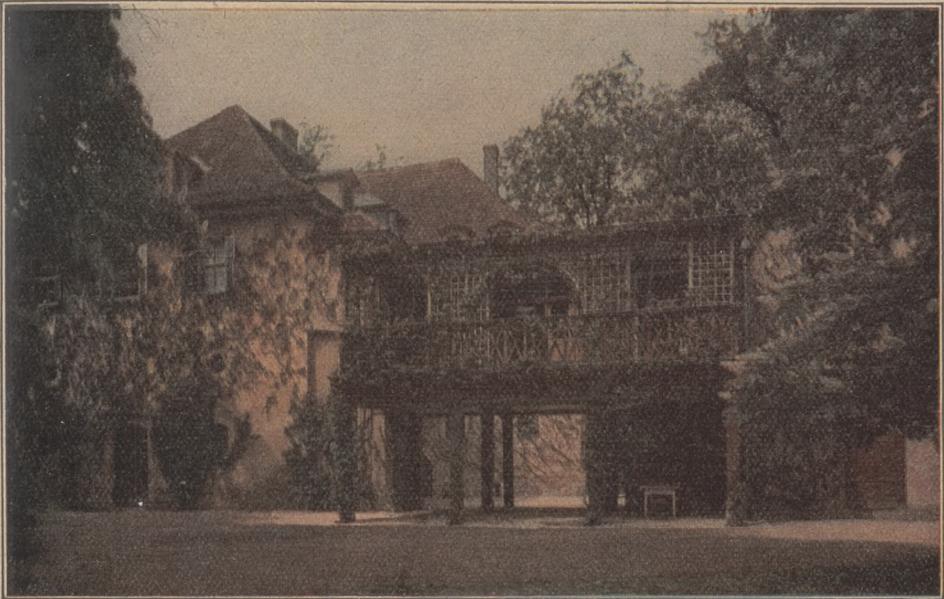
☒

„Man kann nicht immer Jüngling sein,“ hat er nachmals geschrieben: das Jünglingtum unseres größten Genies ging zu Ende, die Entwicklung seiner Natur drängte nach weiterer Entfaltung, und daß er, ferne von dem Einfluß, der ihn zwischen Himmel und Erde gehalten hatte, der Erde anheimfiel, wird keinem, dem Goethes Wesen aus seinen Werken vertraut geworden ist und der die menschliche Natur kennt, verwunderlich sein.

☒

☒

☒



Schloß Tiefurt bei Weimar



Empfangszimmer im Schloß Tiefurt
Aufnahmen von Boettcher, Weimar



„Ich warf mich ganz allein, nur einen Mantelsack und Dachsränzen aufpackend, in eine Postchaise,“ beschreibt Goethe den Beginn seiner italienischen Reise. Ohne Aufenthalt, ohne Nachtruhe wurde Regensburg erreicht; von dort ging es ohne Rast und Schlaf vorwärts nach Verona. „Die Postillione fuhren, daß einem Hören und Sehen verging,“ mit „entsetzlicher Schnelle“, und wie im Fluge durchsauste er die südlichen Gegenden, sich innerlich freuend, daß ein günstiger Wind hinter ihm herblies und ihn seinen Wünschen zujagte.

Unterdessen herrschten in Weimar Dunkel und völlige Verwirrung. An den Herzog hatte er zwar einen Brief gerichtet, in dem er sein Vorgehen einigermassen erklärte, und Karl August, bei all seinen Sonderbarkeiten im tiefsten Grunde immer großdenkend, dazu auch jener mehr erdenwärts gerichteten Seite Goethes nahe verwandt, entschuldigte ihn gern und bemühte sich zu verstehen, was zu verstehen ihm allerdings auch nahe genug lag. Sagen aber durfte er auf Goethes ausgesprochene Bitte allerdings auch nichts, so daß die Stein, die erst nach monatelangem Warten ein dazu noch arg verspäteter Brief Goethes erreichte, sich in der qualvollsten Ungewißheit befand. Die hämischen und niedrigen Folgerungen, die kleinliche Naturen an dieses plötzliche Verschwinden knüpfen mochten, werden wohl nicht in vollem Maße an ihr Ohr gedrungen sein, aber die seelische Entbehrung und völlige Vereinsamung, in die sich die von ihm mit Anbetung umgebene Frau, die an die täglichen, fast stündlichen Beziehungen mit Goethe gewöhnt war, plötzlich versetzt sah, müssen sie mit ganz furchtbarer Härte getroffen haben. Am kränklichsten aber empfand die Frau sein Verhalten gegen ihren von ihm wie sein eigenes Kind geliebten Sohn Fritz. Der Junge war seit einiger Zeit von Goethe ganz zu sich genommen worden. Er kam jetzt in ein Alter, in dem er der leitenden männlichen Hand bedurfte. Der beständig auf Reisen für den herzoglichen Marstall begriffene Stallmeister, dessen später zum Tode führendes Leiden sich jetzt auch in großer Wunderlichkeit bemerklich machte — man fand bei der Sektion, daß ein Knochensplitter, von einem früheren Sturz herrührend, allmählich im Gehirn Veränderungen herbeigeführt hatte —, war für Fritz nur wenig vorhanden, und Goethes große Kinderliebe und erziehliche Tendenzen fanden in dem Gemüt des einfachen und wohlgearteten Kindes ein beglückendes Arbeitsfeld. Fritz teilte sein Schlafgemach, war sein ständiger Begleiter; wie er einst das Kind der geliebten Frau wie ein Stück von ihr geliebt und geherzt hatte, so liebte er jetzt den Heranwachsenden, immer frischer unter seiner Sorgfalt sich Entwickelnden um seiner selbst willen. Nun saß der arme Junge in dem verödeten Haus, seines täglichen Anhalts auf einmal beraubt, ohne eine Ahnung, wo der Geheimrat geblieben sei, ob er lange oder kurz ausbleiben würde. Nach wochenlangem, ängstlichem, tagtäglichem Warten nahm ihn die Mutter aus Goethes Hause fort. Es ist erklärlich, wenn sich in dem Herzen der Frau gegenüber all dem andrängenden Wundern und Bedauern der lieben Mitmenschen, noch mehr unter dem beständigen Fragen und Ängstigen der eigenen Seele eine starke Bitterkeit bemerklich machte und



Der Salon im Schloß Tiefurt. An der Wand das Bildnis der Herzogin Anna Amalia von Sachsen. Aufnahme von Louis Gelb, Weimar

emilium filio in emileiof • Bklio •
U. M. K.
Yorun



Der Amor mit der Nachtigall im Park des Schlosses Tiefurt. Aufnahme von Louis Geld, Weimar

daß ihre Gefühle gegen den Mann, dem sie so viele Jahre lang alles gewesen war, einem so unerklärlichen Verhalten gegenüber, wie es bei ihrer Natur nicht anders sein konnte, erstarrten, ja gewissermaßen versteinerten. Hierauf einzugehen ist notwendig, weil darin der Schlüssel für vieles Folgende liegt. Zu bemerken ist noch, daß Frau von Stein, damals fünfundvierzigjährig, in ein Alter trat, das schon rein körperlich an die Nervenkraft starke Anforderungen stellt und daß sie mit schweren finanziellen Sorgen zu kämpfen hatte. Auch in dieser Beziehung vermißte sie, da der Gatte immer weniger in Frage für Rat und Stütze kam, die tatkräftige Hilfe Goethes, der ihr so viel auch in Dingen des häuslichen Lebens zur Seite gestanden hatte.

Unterdessen schwelgte Goethe in dem Glück einer Wiedergeburt. Man darf allerdings den Einfluß der Antike auf Goethe nicht in der überschwenglichen Weise einschätzen, wie er selber es wohl getan hat. Es war dies eine jener Lieblingstäuschungen, denen der Mensch sich so gern hingibt, sich selbst einredend, daß er besser und vollkommener würde durch irgend etwas, was er lange ersehnt und erstrebt hat. Wir dürfen nicht aus den Augen lassen, daß, so Herrliches die späteren von Rom befruchteten Jahre dem Dichter auch brachten, sein Schönstes doch bereits hinter ihm lag. Was die Antike auf ihn wirken konnte, das hat sie schon in Weimar vollbracht, und es ist ein sehr nachdenklich stimmendes Wort von ihm, daß er die Iphigenie gewiß nicht so hätte schaffen können, wenn er die Antike vorher aus eigener Anschauung gekannt hätte. Es ist dies so aufzufassen, daß die Iphigenie jetzt, un-

getrübt von der allzu engen und vertraulichen Bekanntschaft mit dem Engen und Niederen, das auch dem Griechentum anhaftete, gewissermaßen einen Extrakt der reinsten, griechischen Schönheit darstellt, wie er sich geläutert durch den Filter der Seele des Dichters in Goethes Vorstellung ansammelte. Diesem geläuterten griechischen Geist in Verbindung mit der stillgewordenen weiblich-christlichen Auffassung der Stein, die sich auf Goethe übertrug und begierig von ihm aufgenommen wurde, verdanken wir, wie wir alle wissen, eines der erhabensten Werke der Weltliteratur.

Vielleicht hängt mit diesem instinktiven Wissen des Genies, was ihm nützt und schadet — o daß wir doch dem reinen stillen Wink des Herzens nachzugehen so sehr verlernten! Ganz leise spricht ein Gott in unserer Brust, ganz leise, ganz vernehmlich, zeigt nur an, was zu ergreifen ist und was zu fliehen — auch die merkwürdige Weigerung, zusammen nach Griechenland zu gehen, wohin ihn der Graf von Walddeck in der liebenswürdigsten Weise einlud. Für diesen

verseheteins in bedeutende große und neue Verhältnisse, was ja schon jeder von uns Durchschnittsmenschen in seiner beglückenden Wirkung erfahren hat. Auch die Einwirkung der südlichen Natur auf die Gesundheit des unter dem nebligen Klima der Weimarer Heimat andauernd leidenden Süddeutschen muß mit in Rechnung gezogen werden. Dazu kommt die unaussprechliche Beruhigung, nun die Kräfte für alle die drückenden, drängenden Anforderungen frei zu halten, die sein Dichtertum ihm auferlegte, für das um Erlösungflehen des Unvollendeten, nach Vollendung Strebenden. Die Iphigenie geht vorwärts, eine neue Idee zur Iphigenie von Delphi kommt ihm, die Pläne zu einem Trauer-



☒ Schattenriß Goethes. Um 1782 ☒

Fürsten schuf übrigens in jener Zeit auch der Bildhauer Trippel die bekannte apollinische Büste, die sich in dem Schlosse zu Urosfen befindet.

Die Weimarer Büste ist nur Kopie.

Das Befreite, Beherrschende, das diese Büste im Gegensatz zu den Weimarer Darstellungen aufweist — bei denen um Stirn und Wange ein Zug geheimen Leides liegt, zeigt deutlich, wie befreiend die Abschüttelung des weimarisches Kleinkrams auf den Dichter gewirkt haben muß. Zunächst war es natürlich das Glück des schönen Himmels, des Hinein-

spiel, Ulysses auf Phäa — die spätere Nauzitaa — und zu einem großen Gedicht: die Ankunft des Herrn oder der ewige Jude steigen auf. „Wenn mir doch der Himmel nur Raum gäbe, nach und nach das alles auszuarbeiten, was ich im Sinn habe!“ Aber sein anderes Wort: „Wir nehmen uns selbst doch überall hin,“ behielt auch hier seine Richtigkeit. Gerade der Universalismus seiner Natur, der Drang, sich nach allen Seiten auszubreiten und zu entwickeln und alles mit dem ganzen Menschen, mit der vollen Leidenschaft seiner Natur zu ergreifen, hinderte jetzt wieder die Konzentration. Die Gesteinsarten des Apennin, die Flora der südlichen Natur, später seine Bekanntschaft mit den römischen Künstlern, die wieder den alten Wahn, er sei vielleicht zum bildenden Künstler bestimmt, in ihm groß werden und ihn mit Tuschen, Zeichnen und Malen unschätzbare Tage hinbringen ließ, lenkten ihn in nicht minderer Weise ab als der vielbeklagte Drang der Weimarer Amtsgeschäfte. Daß sich aber der Mensch dabei erholte, werden alle verstehen, die das Befreiende und Wohltuende einer Arbeit, die man von Herzen und mit Freuden macht, kennen. Wie richtig übrigens Goethes Auffassung von den Eindrücken an Ort und Stelle ist, zeigt der Umstand, daß er in Ferrara auch Tassos Kerker besichtigte, da man ihm aber den historischen Ort in Gestalt eines Holz- und Kohlenstalls vorführte, schwand seine Illusion durch die von den Realisten so hoch gepriesene eigene Anschauung derart, daß er daran dachte, den Tasso ganz fallen zu lassen. Jedoch hatte er schon zu viel von seinem Eigenen hineingelegt, um den Gedanken zu ertragen, dies alles fruchtlos aufgeben zu sollen.

So gelang es ihm, die Iphigenie und den Tasso in eine Form zu bringen, die seinen strengen Anforderungen genügte. Und er war glücklich hierüber: er hatte das Meer gesehen, Venedig war ihm „kein Begriff mehr“, er kam Rom immer näher, und das bisher „beengte und beängstigte Naturkind konnte wieder in seiner ganzen Torheit nach Luft schnappen.“ Die vielfachen Beschwerden und Lasten der Reise waren zwar wohl imstande, auch dem fröhlichsten Reisenden die Lust zu verleiden. Aber Goethes Sehnsucht nach Rom wurde je länger je größer, je mehr er sich der Stadt näherte. „Wenn sie mich auf Trions Rad nach Rom schleppen, so will ich mich dennoch nicht beklagen,“ ruft er einmal aus. „Wenn ich so denke,“ schreibt er, „heut ist Donnerstag und den nächsten Sonntag wirst du in Rom schlafen, nach dreißig Jahren Wunsch und Hoffnung. Es ist ein närrisch Ding der Mensch. — Ich ziehe mich garnicht mehr aus, um früh gleich bei der Hand zu sein. Noch zwei Nächte, und wenn uns der Engel des Herrn nicht auf dem Wege schlägt, sind wir da.“ Die dreißig Jahre Sehnsucht, von denen Goethe hier spricht, beziehen sich auf die Kindheits Erinnerungen, auf des Vaters Erzählungen, auf seine merkwürdigen italienischen Gläser, Becher und Bronzen, auf die schönen Stadtpläne, die der Rat aus Rom mitgebracht hatte — sie hängen heute im Flur des Goethehauses. Schon die erste Gondel in Venedig hatte ihn liebend vertraut berührt: denn oft hatte er als Kind mit dem Gondelmodell, das der Vater als Reiseerinnerung mitgebracht hatte, gespielt. Am 29. Oktober fuhr



Das Dichterstübchen im Schloß Tiefurt. Am der Wand links ein Bildnis der Corona Schröter. Aufnahme von Louis Gold, Weimar

U. M. K.
Torun
Bibliothek • Bismarck • Melegli

er durch die Porta del Popolo auf der Via Flaminia in die Stadt der Cäsaren ein. Der erste Brief, noch in der Stunde seiner Ankunft geschrieben, war an Frau von Stein. Kurz danach erhielt er einen von dem getreuen Philipp ihm nachgesandten Brief der Frau, in dem sie sich mit solchem Unwillen äußerte, daß ihre Worte wie ein Keil in Goethes Glückseligkeit gefallen sein müssen. „Das war also alles,“ schreibt der Betroffene, „was Du einem Freunde, einem Geliebten zu sagen hattest, der sich so lange nach einem guten Wort von Dir gesehnt hat!“ Von dieser Zeit an mag zuerst die Vorbedingung für das allmähliche Ersterben dessen, was einst so herrlich in Blüte stand, gerechnet werden.

Nach seiner Gewohnheit, gern inkognito zu reisen und aufzutreten, reiste Goethe in Italien nicht unter seinem wirklichen Namen. Bei dem Ausdruck seiner Erscheinung und den so vielen wohlvertrauten Zügen, ließ sich dies Inkognito natürlich nicht immer aufrecht erhalten. Man respektierte es, machte aber Goethe gegenüber keinen Hehl daraus, daß man ihn kannte. Er nahm bei dem Maler Tischbein Wohnung, ein Umstand, dem wir das bekannte herrliche Bild aus der Campagna im weißen Mantel und Schattenhut verdanken. Über sein „einfaches Leben“ war Tischbein sehr erfreut, da er bei dem weimarischen Minister sehr viel größere Ansprüche vorausgesetzt hatte. „Er begehrte,“ erzählt er, „ein kleines Stübchen, wo er schlafen und unbehindert arbeiten könne, und ein ganz einfaches Essen, das ich ihm dann leicht verschaffen konnte, weil er mit so wenigem begnügt ist. Da sitzt er nun jezo und arbeitet des Morgens an seiner Iphigenie bis neun Uhr. Dann geht er aus und sieht die großen hiesigen Kunstwerke.“ Sehr oft nahm er seine Mahlzeiten auf der Straße ein, indem er in einem Bäckerladen ein Stück Brot erstand und sich auf dem Markt ein paar Früchte dazu kaufte, wie es die Leute aus dem Volk in Italien gern tun.

Einen ungeheueren Eindruck machte auf Goethe die griechische Kunst. Jedoch dauerte es eine Zeit, bis das erste Staunen sich in ein Mitleben und reineres Gefühl des Wertes der Sache auflöste. An den höchsten Begriff dessen, was die Menschen geleistet haben, in sich aufzunehmen, sagt er, muß die Seele erst zur vollkommenen Freiheit gelangt sein. Unendlich entzückte ihn der Marmor, da er bisher nur Gipsabgüsse gekannt hatte. „Deswegen ist also Apoll im Urbild so grenzenlos erfreulich,“ schreibt er, „denn der höchste Hauch des lebendigen, jünger-freien, ewig jungen Wesens verschwindet gleich im besten Gipsabguß.“ Einer seiner ersten Einkäufe war die Medusenmaske aus dem Palast Rondamini, in der er das ängstliche Staunen des Todes unfähig trefflich ausgedrückt fand. Der Zauber des Marmors, klagt er, das edle Halbdurchsichtige des gelblichen, der Fleischfarbe sich nähernden Steins fehle ihm aber doch, denn wie freidehaft und tot sei der Gips dagegen. Dennoch gab die Form der Antike ihm soviel Glück, daß er zu seiner Erquickung einen Abguß des kolossalen Junokopfes aus der Villa Ludovisi ankaufte. „Es war dies meine erste Liebchaft in Rom,“ schreibt er an die Stein, „und nun besitz ich sie. Keine Worte geben eine Ahnung davon. Es ist wie ein Gesang Homers.“ Auch die Kolossalbüste

Posta y 13 de Nov. 85.
Nov. 11.

Das ganze Erz habe ich in Gesellschaft
gelesen und abgeschrieben und nun mag
ich es Ihnen mit sich.

Das Buch die zwei Tage lang
Abendstunden nicht weniger als
Lernen und sehr angenehm mit
Hilfen Pauls zu die gehen.

Die glückliche Stunde ich habe die
entworfene zu kommen unter sich
in einem kleinen feste in die
allein die bei allen kleinen der
Welt mich glücklich empfunden.

Die Hoffen meine Gedanken
erhalten sich, wenn ich sie anzehe,
muss ich überzugehen als die
Stärken der Hoffnungen können
Wen können. Ich bin denn

und muss denn sagen. Alles ist
nicht, denn ich nicht wieder zu die.
Ich mag nicht nicht sagen.

Die zwei Abende die ich nicht
habe ich nicht. Sondern ich
denn ich die von die die, wenn
sich nicht nicht für die. J.



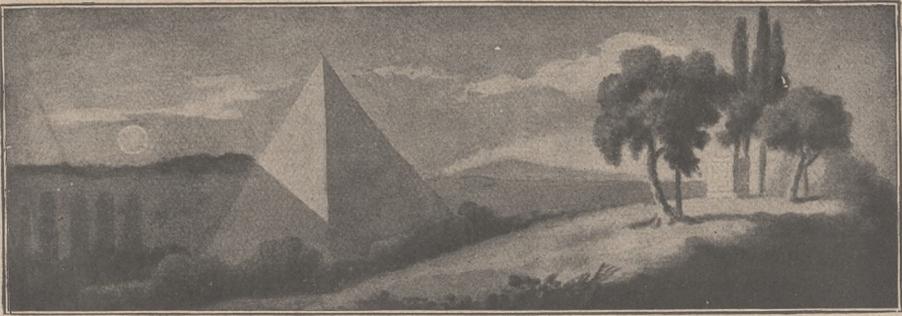
Jupiters hatte er seinem Bett gegenüber wohl beleuchtet aufgestellt, „damit er sogleich seine Morgenandacht an ihn richten könne. Bei aller Großheit und Würde hat er schon das lustigste Geschichtchen veranlaßt.“ Diese kleine Geschichte mag, um eine Probe von Goethes Humor zu geben und weil sie wenig bekannt ist, hier folgen:

„Unserer alten Wirtin schleicht gewöhnlich, wenn sie das Bett zu machen hereinkommt, ihre vertraute Kaze nach. Ich saß im großen Saale und hörte die Frau drinnen ihr Geschäft treiben. Auf einmal, sehr eilig und heftig gegen ihre Gewohnheit, öffnet sie die Thür und ruft mich, eilig zu kommen und ein Wunder zu sehen. Auf meine Frage, was es sei, erwiderte sie, die Kaze bete Gott Vater an. Sie habe diesem Tiere wohl längst angemerkt, daß es Verstand habe wie ein Christ; dieses aber sei doch noch ein großes Wunder. Ich eilte, mit eigenen Augen zu sehen, und es war wirklich wunderbar genug. Die Büste steht auf einem hohen Fuße, und der Körper ist weit unter der Brust abgeschnitten, so daß also der Kopf in die Höhe ragt. Nun war die Kaze auf den Tisch gesprungen, hatte ihre Pfoten dem Gott auf die Brust gelegt und reichte mit ihrer Schnauze, indem sie die Glieder möglichst ausdehnte, gerade bis an den heiligen Bart, den sie mit der größten Zärtlichkeit beleckte und sich weder durch die Interjektion der Wirtin, noch durch meine Dazwischenkunft im mindesten stören ließ. Der guten Frau ließ ich ihre Verwunderung, erklärte mir aber diese seltsame Kazenandacht dadurch, daß dieses scharf riechende Tier wohl das Fett möchte gespürt haben, das sich aus der Form in die Vertiefungen des Bartes gesenkt und dort verhalten hatte.“

Wie liebevoll Goethe auch der Kinder gedachte, zumal des kleinen Karl und der Herderschen Kleinen, geht auch aus seiner liebenswürdigen Erzählung von der italienischen Natur hervor, die auch einen recht guten Begriff von seiner Art, mit Kindern umzugehen, gibt:

„Man merkt den Winter nicht: die Gärten sind mit immergrünen Bäumen bepflanzt; die Sonne scheint hell und warm, Schnee sieht man nur auf den entferntesten Bergen gegen Norden. Die Zitronenbäume, die in den Gärten an den Wänden gepflanzt sind, werden nun nach und nach mit Decken von Rohr überdeckt, die Pomeranzenbäume aber bleiben frei stehen. Es hängen viele Hunderte der schönsten Früchte an einem Baum, der nicht wie bei uns beschnitten und in einen Kübel gepflanzt ist, sondern in der Erde frei und froh, in einer Reihe mit seinen Brüdern steht. Man kann sich nichts Lustigeres denken, als einen solchen Anblick. Für ein geringes Trinkgeld ist man deren so viel man will. Sie sind schon jetzt recht gut; im März werden sie noch besser sein.“

Von römischen Bekanntschaften erwähnen wir Angelika Kauffmann, die berühmte Malerin, von der auch Herder mit großer Begeisterung sprach. Goethe las ihr aus der Iphigenie vor und berichtet, daß ihre zarte Seele das Stück mit unglaublicher Innigkeit aufgenommen habe. Ein Bild, das Angelika von ihm malte, ist leider allzuweichlich und jünglingsmäßig ausgefallen. Nach einigen Wochen Aufenthalt wandte er sich aus Rom und Neapel nach Pompeji zu. Nach Sizilien ging er



Die Pyramide des Cestius. Tuschzeichnung von Goethe im Goethe-Nationalmuseum zu Weimar. Aus dem Werke: „Aus Goethes römischen Tagen“ von Julius Vogel



In der Villa Borghese. Zeichnung von Goethe. Aus den Schriften der Goethe-Gesellschaft, Weimar 1897



⊠ Brennerlandschaft. Zeichnung von Goethe. Aus der Goethebiographie von Georg Witkowski ⊠



in Gemeinschaft mit dem Landschaftsmaler Kniep. Hier sind die herrlichen Anfangsworte der Naufitaa unter dem Eindruck der überwältigenden südlichen Natur entstanden: „Ein weißer Glanz ruht über Land und Meer, und duftig schwebt der Aether ohne Wolken.“ Aber die Zerstreuungen zerstörten alle guten Vorsätze. Er war zwar alsbald in Palermo in den Garten der Villa Giulia gegangen, der ihn an die Gestade der Phäaken erinnerte, und hatte bei einem schleunigst gekauften Homer mit Hilfe des VII. Gesanges der Odyssee, der von Odysseus' Aufenthalt bei den Phäaken handelt, den Plan zu dem Drama gefaßt. Aber es waren zu viel Geister, die ihn verfolgten und versuchten. „Heute früh,“ schreibt er, „ging ich mit dem festen ruhigen Vorsatz, meine dichterischen Träume fortzusetzen, nach dem öffentlichen Garten. Allein eh' ich mich's versah, erhaschte mich ein anderes Gespenst, das mir schon dieser Tage nachgeschlichen. Im Angesicht so vielerlei neuen und erneuten Gebilde fiel mir die alte Grille wieder ein, ob ich nicht unter dieser Schar die Urpflanze entdecken könne. Eine solche muß es dann doch geben! Woran würde ich sonst erkennen, daß dieses oder jenes Gebilde eine Pflanze sei, wenn sie nicht alle nach einem Muster gebildet würden? Es machte mich unruhig, ohne daß es mir weiterhalf. Gestört war mein guter poetischer Vorsatz, der Garten Alkinoos war verschwunden, ein Weltgarten hatte sich aufgetan.“ Diese ganze Entwicklung ist so typisch und charakteristisch für Goethe, daß man sie hier mit Nutzen festgehalten sieht. Dies Bild wiederholt sich ständig in seinem Leben. Immer hat Goethe des Treibers bedurft. Wie ihn zum Böß die Schwester, zum Werther die Gewalt seiner Eindrücke, zum Egmont der Vater getrieben hatte, wie der Tasso und die Sphigenie dem „gütigen Zureden“ der Stein ihr Entstehen verdanken, wie später Schiller die Rolle des Antreibers übernahm und wie in den letzten Jahren „der dort hinten von ferne kommende, der Bruder Tod“ die Rolle des Drängers übernahm und den Faust vollenden half, dies Werk, dem Greisenthum und der Krankheit entrissen, so entbehrte er in Italien des anfeuernden und spornenden Einflusses. Er selbst hat das in jene unvergleichlichen Worte gebracht:

Dem Herrlichsten, das einst der Geist empfangen,
Drängt immer fremd und fremder Stoff sich an;
Wenn wir zum Guten dieser Welt gelangen,
Dann heißt das Bessere Trug und Wahn.
Die uns das Leben gaben, herrliche Gefühle
Erstarren in dem irdischen Gewühle.

Dagegen waren die Anregungen zur Malerei in Rom, wohin er im Sommer zurückkehrte, stärker als je, und er verstieg sich sogar zu der uns unbegreiflichen Behauptung: „Meine erste Angelegenheit ist und bleibt, daß ich es im Zeichnen zu einem gewissen Grade bringe.“ In dessen ging der Egmont dort seiner Vollendung entgegen und wurde am 1. September entgültig abgeschlossen. Zwischen Anfang und Ende liegen fünfzehn Jahre.

Inzwischen trat ein Ereignis ein, das Goethes schmerzliches Wort: „Die Abwesenden sind wie die Toten, fern und ohne Gewalt,“ in seiner

ganzen Wahrheit hinstellt. Er lernte eine junge Mailänderin, Maddalena Riggi kennen, ein schönes Mädchen von gereistem Wesen, das, obwohl erst zweiundzwanzig, doch mit der den Frauen des Südens eigenen schnellen Entwicklung Goethe im Alter nicht so entfernt schien, als es erst wohl den Anschein haben möchte. Der Sprache nicht völlig mächtig, achtete er nicht darauf, was man um ihn her sprach. Sein Anerbieten, der jungen Dame englischen Unterricht zu geben, wurde dankbar angenommen, und an die Stelle der fernen Geliebten schien die lebendige Schönheit treten zu wollen. Mit einer merkwürdigen Duplizität der Fälle wiederholte sich nun jenes Erlebnis von Wezlar. Goethe, der im Familienkreise viel von Brautgeschenken, Aussteuer und dergleichen reden hört, erkundigt sich „aufs bescheidenste, wer denn die Braut sei“. Wie seinerzeit bei Charlotte Buff erfährt er, die Schülerin, zu der eben die Liebe zu erwachen beginnt, sei die Braut, und die Hochzeit stehe nahe bevor. Goethe faßt sich rasch, wie er behauptet; in der verständigen Erwägung, sich nicht durch „ein Werther-ähnliches Schicksal so bedeutende bisher wohl bewahrte Zustände“ verderben zu lassen. Immerhin muß seine Neigung tiefgehend genug gewesen sein. Von seiner letzten Unterredung mit der Signorina vor seiner Abreise erzählt er, es sei ein wunderbares, durch inneren Drang abgenötigtes



Goethe auf den Trümmern von Rom in der Campagna. Zeichnung im Goethe-Nationalmuseum zu Weimar. Gemälde von Joh. Heinr. Wilhelm Tischbein vom Jahre 1786 im Städelschen Kunstinstitut zu Frankfurt a. M.

lakonisches Schlußbekenntnis der unschuldigsten und zartesten wechselseitigen Gewogenheit gewesen, und es sei ihm deshalb auch nie aus Sinn und Seele gekommen. Neben dieser platonischen Liebe gingen aber auch Verhältnisse gröberer Art, mit denen wir uns hier nicht näher zu beschäftigen brauchen. — Die Römischen Elegien charakterisieren zwar die Art dieser Verhältnisse, sind aber nicht in Rom entstanden, sondern erst in einer späteren Zeit. Nur um die öffentliche Meinung zu täuschen, hat Goethe den irreführenden Titel, das südliche Lokalkolorit für diese Dichtungen gewählt. Ebenso wie er auch verschiedene Liebesgedichte an Charlotte unter der Bezeichnung: „Nach dem Griechischen“ veröffentlicht hatte. Dabei ist von griechischen Vorbildern keine Rede gewesen. Ein nicht zu unterschätzender Grund für die begeistert gepriesene menschliche Freiheit der Antike ist auch in diesen Verhältnissen zu suchen. Daß er der Stein nach wie vor noch innig ergeben blieb, sehen wir aus seinen vertrauensvollen Briefen, und wie er ihr später auch unverhohlen ausgesprochen hat, war er mit einer gewissen Berechtigung der Logik der Meinung, daß diese Seiten seiner Natur die Seelenfreundin nicht weiter angingen. Denn „wer macht Anspruch auf die Empfindungen, die ich dem armen Geschöpf gönne“, hat er ihr nachmals bei Gelegenheit der Vulpius anzuhören gegeben.

Seine dilettantischen Studien führten ihn nach langer Zeit zu der Erkenntnis: „Ich bin schon zu alt, um von jetzt an nicht mehr zu tun, als zu pfuschen, und weiter zur bildenden Kunst bin ich zu alt, ob ich also ein bißchen mehr oder weniger pfusche ist eins.“ Er beschäftigte sich dann wieder mit dem Tasso, dem er eine völlig neue Form gab, Er spricht davon, daß ihm diese Arbeit wirkliche Not gemacht hat: „solche Mühe hat Gott dem Menschen gegeben.“ Durch dieses Werk, in dem er sich selbst in seiner Naivität des Genies, in seiner Impulsivität und der edelgeborenen Befremdetheit in dem, was die feichte Klugheit der Kinder dieser Welt Lebenskunst nennt, gezeichnet hat und in dem man ihn suchen soll und sich nicht länger durch das Klischee des Göttergeliebten, des Olympiers, täuschen lassen, kam er dann wieder zu jener Art von Hellsichtigkeit, die ein Charakteristikum des Genies ist, und in der er mit größter Klarheit sich selbst so klar erkennt, wie kein menschliches Auge sonst, so daß er begriff: täglich wird mir deutlicher, daß ich eigentlich zur Dichtkunst geboren bin und daß ich die nächsten zehn Jahre, die ich höchstens noch arbeiten darf, dieses Talent excolieren und noch etwas Gutes machen sollte. So hat er denn auch wirklich geglaubt, daß er nun von dieser Krankheit, nämlich dem Hang zum Nachbilden der Natur mit dem Stift oder dem Pinsel, „an der ich von Jugend auf krank liege, von der Gott gebe, daß sie sich einmal auflöse“, erlöst sei. Der Dämon war aber zu stark und hat ihn noch lange und oft ergriffen.

So vergingen die Tage, und Goethe rüstete sich zur Heimkehr. Wie schwer ihn der Abschied, der nun allmählich näher kam, aufs Herz drückte, wissen wir aus vielen ergreifenden Worten. Allein in Rom war er ganz Mensch gewesen. Und oft hat er später gesagt, daß er, mit seinem Zustande in Rom verglichen, eigentlich nie wieder ganz froh

geworden sei. „Ich kann und darf nicht sagen, wieviel ich bei meiner Abreise von Rom gelitten habe, wie schmerzlich es mir war, das schöne Land zu verlassen.“ Noch als Greis hat er gestanden, seit er über den Ponte Molle heimwärts gefahren sei, keinen reinen glücklichen Tag mehr gehabt zu haben. Der Herzog hatte ihn zwar in der liberalsten Weise über seine Flucht beruhigt, ihn auf unbestimmte Zeit von seinen Pflichten losgebunden und über seine Ferne beschwichtigt, aber Goethe mochte fühlen, daß ein noch längerer Aufenthalt inmitten des freien römischen Lebens ihn für Weimar ganz verderben würde. Auch der Geliebten, deren strenge Auffassungenerkannte, mochte er wohl nicht mit sehr befreiter Seele gegenüber treten. Denn schwerlich hätten seine dem Herzog gegenüber in die etwas frivolen Worte gefaßten Ansichten über seine Liebsleien: sie erfrischten ihm das Gemüt und brächten den Körper in ein köstliches Gleichgewicht, dem seinen Gefühl der Frau lange verborgen bleiben können. Es war also nichts, was ihm das Scheiden von Rom hätte leichter machen können,

und es war wohl jener bereits erwähnte, so echt menschliche Gang zum Selbstbetrug, der ihn hoffen ließ, als ein Wiedergeborener zurückzukehren, wenn anders wir — abgesehen von der Befreiung von den auf ihm lastenden Werken, das, was Frau Rat in ihrer klassischen Ausdrucksweise „die Befriedigung des Leichnams“ nennt, für das Untergeordnete halten wollen.

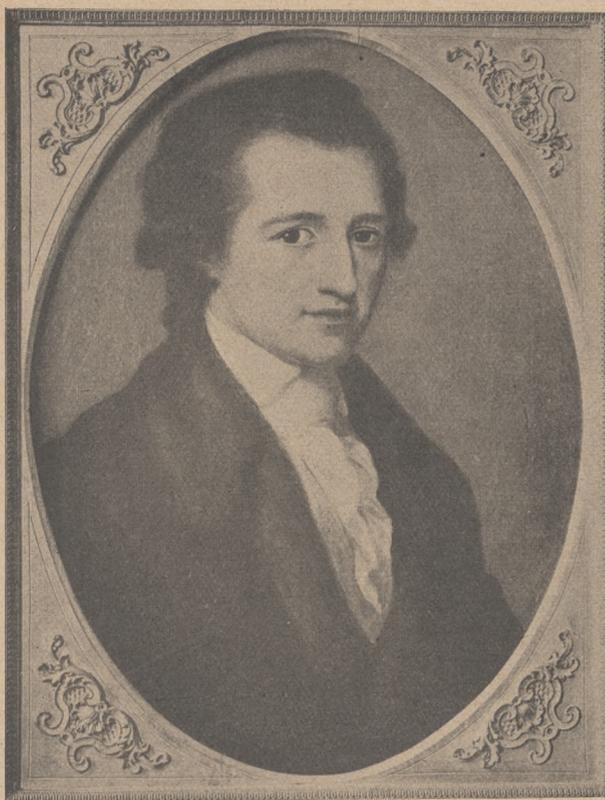
In den letzten vierzehn Tagen hat er häufig geweint.

*Ich ging im Walde
 So vor mich hin
 Und nichts zu suchen
 Das war mein Sinn.*

*Im Schatten sah ich
 Ein Blümchen stehn
 Wie Sterne blinken
 Wie Angeln schon.*

*Ich wollt es brechen
 Da sagt es fein:
 Sollt ich zum Wolken
 Gebrochen seyn
 Mit allen Wurzeln
 Hob ich es aus
 Und pflanzte's im Garten
 Dem hübschen Haus*

Nachbildung der Niederschrift des Goetheschen Gedichtes im Goethe-Schillerarchiv zu Weimar. Aus der Goethebiographie von Karl Heinemann



Goethe. Ölgemälde von Angelika Kauffmann (Rom 1787–1788) im Goethe-Nationalmuseum zu Weimar

„Auf eine besonders feierliche Weise sollte jedoch mein Abschied aus Rom vorbereitet werden: drei Nächte vorher stand der volle Mond am klarsten Himmel, und ein Zauber, der sich dadurch über die ungeheuere Stadt verbreitet, so oft empfunden, ward nun aufs eindringlichste fühlbar. Die großen Lichtmassen, klar, wie von einem milden Tage beleuchtet, mit ihren Gegensätzen von tiefen Schatten, durch Reflexe manchmal erhellt, zur Ahnung des Einzelnen, setzen uns in einen Zustand wie von einer andern, einfachern, größern Welt.

„Nach zerstreuten, mitunter peinlich zugebrachten Tagen machte ich den Umgang mit wenigen Freunden einmal ganz allein. Nachdem ich den langen Corso, wohl zum letzten Male, durchwandert hatte, bestieg ich das Capitol, das wie ein Feenpalast in der Wüste da stand. Die Statue Marc Aurels rief den Kommandeur in Don Juan zur Erinnerung und gab dem Wanderer zu verstehen, daß er etwas Ungewöhnliches unternehme. Demungeachtet ging ich die hintere Treppe hinab. Ganz finster, finstern Schatten werfend, stand mir der Triumphbogen des Septimius Severus entgegen; in der Einsamkeit der Via Sacra erschienen die sonst so bekannten Gegenstände fremdartig und geisterhaft. Als ich aber den erhabenen Resten des Coliseos mich näherte und in dessen verschlossenes Innere durchs Gitter hineinsah, darf ich nicht leugnen, daß mich ein Schauer überfiel und meine Rückkehr beschleunigte.

„Alles Massenhafte machte einen eigenen Eindruck, zugleich als erhaben und faßlich, und in solchen Umgängen zog ich gleichsam ein unübersehbares Summa Summarum meines ganzen Aufenthaltes.

„Dieses in aufgeregter Seele tief und groß empfunden, erregte eine Stimmung, die ich heroisch elegisch nennen darf, woraus sich in poetischer Form eine Elegie zusammenbilden wollte.“

Denn als er so beim Schein des Vollmonds über den Corso zum Kapitol durch den Bogen des Septimirs Severus zum „Coliceum“ Abschied nehmend niederstieg, kam ihm die Elegie des Ovid ins Gedächtnis, der auch verbannt in einer Mondnacht Rom verlassen sollte. „Dum repeto seine Rückerinnerung weit hinten am Schwarzen Meere in trauer- und jammervollem Zustande, kam mir nicht aus dem Sinn, und ich wiederholte das Gedicht, das mir teilweise genau im Gedächtnis emporstieg.“ Er schied von Rom mit dem Wunsche, man möge nur seine Leiche „Cestius' Mal vorbei“ zur ewigen Ruhe tragen, zum Friedhof der Fremden; schon in Rom zu sterben, schien ihm Glück genug. Nicht ihn, sondern seinen Sohn trugen sie fast ein halbes Jahrhundert später „Cestius' Mal vorbei“ zum frühen Grabe, und innig vertraute Freunde des Hauses gestanden weinend, daß das das Mildeste war, was geschehen konnte.

3. Goethe im Alter

Am 18. Juni 1788 war Goethe aus Italien nach Weimar zurückgekehrt. Seine Verzweiflung über das Verlorene hatte die Anmut der norddeutschen Natur nicht beschwichtigen können. „Aus Italien, dem formenreichen,“ klagt er, „war ich in das gestaltlose Deutschland zurückgewiesen, heiteren Himmel mit düsterem zu vertauschen. Die Freunde, statt mich zu trösten und wieder an sich zu ziehen, brachten mich zur Verzweiflung. Mein Entzücken über entfernteste, kaum bekannte Gegenstände, mein Leiden, meine Klagen über das Verlorene schien sie zu beleidigen; ich vermißte jede Teilnahme; niemand verstand meine Sprache.“ Aus diesem Gefühl heraus ist später unter thüringischem Himmel seine Elegie entstanden:

O wie fühl' ich in Rom mich so froh! gedent ich der Zeiten,
Da mich ein graulicher Tag hinten im Norden umfing,
Trübe der Himmel und schwer auf meinen Scheitel sich senkte,
Farb- und gestaltlos die Welt um den Ermatteten lag,
Und ich über mein Ich, des unbefriedigten Geistes
Düstre Wege zu spähen, still in Betrachtung versank.
Nun unleuchtet der Glanz des helleren Aethers die Stirne;
Phöbus rufet, der Gott, Formen und Farben hervor.
Sternhell glänzet die Nacht, sie klingt von weichen Gesängen,
Und mir leuchtet der Mond heller als nordischer Tag.

Man ahnt, von welchen Freunden hier zunächst die Rede war. Es ist vor allem der eine, der teuerste Freund, wie er Charlotte von Stein schon in dem Gedicht „An den Mond“ genannt hatte, um den es sich hier handelt. Er hatte sie natürlich alsbald nach seiner Ankunft aufgesucht, und die einschneidenden Veränderungen waren dem sicheren Gefühl der Frau, von der er gesagt hat, „du kanntest jeden Zug in

meinem Wesen, spürtest, wie die reinste Nerve klingt," selbstverständlich nicht entgangen. Es mag wohl auch noch dazu kommen, daß Frau von Stein in den fast zwei Jahren geistiger Entspannung unter den drückenden Sorgen ihres Lebens gealtert hatte und dem Blick des an die italienische Farben- und Formenpracht gewöhnten Mannes auch rein äußerlich ernüchternd gewirkt haben mag. Die Frau wieder hat das mit jenem Instinkt, den Frauen für solche Fälle besitzen, gefühlt, und das hat die Begegnung noch fremder und frostiger gemacht, und die Empfindung, daß Goethes Geschmack in bezug auf die Frau sich, wenn nicht verschlechtert, so doch vergrößert hatte in dieser Zeit der Ungebundenheit, ist ja auch durchaus nicht zu leugnen. Auch die Arbeit am Egmont, von der die Stein durch Goethes Briefe ständig unterrichtet war, trug dazu bei, schon aus der Ferne zu verstimmen und die Frau das Auseinanderwachsen ihrer beiden Seelen fühlen zu lassen, denn sicher konnten ihrer ernsthaften und strengen Auffassung des Lebens Worte wie: „Wenn ihr das Leben gar zu ernsthaft nehmt, was ist denn dran“ und: „Es dreht sich immer um den einen Punkt: ich soll leben, wie ich nicht leben mag“ und jenes andre: „Dieser Mann trägt seine Sorglosigkeit in mich hinüber, weg damit, das ist ein fremder Tropfen in meinem Blut, gute Natur, wirf ihn wieder heraus,“ nicht gefallen, und die Ahnung gewann Gestalt, daß ein Einfluß, unter dem sie ihn täglich besser und edler hatte werden sehen und den er selbst in unzähligen Briefen als schönstes Glück seines Lebens gepriesen hatte, nunmehr in seinem Gefühl zum fremden Tropfen im Blut wurde, den die Natur herauswerfen solle, daß von den beiden Seelen in seiner Brust die untere, lange unterdrückte nunmehr die Herrschaft gewonnen hatte. Auch die Gestalt des Klärchen und das Verhältnis, in dem sie zu Egmont steht, hatte bei dem Lesen der ihr zugesandten ersten Akte ihr nicht gefallen und solchen Eindruck auf sie gemacht, daß sie fortan von dem weiblichen Teil jedes lockeren Verhältnisses als einem Klärchen zu reden pflegte. Schon damals von Rom aus war es deshalb zu gereizten Auseinandersetzungen zwischen ihr und Goethe gekommen. Sie hatte Goethe vorgeworfen, daß er das Dirnentum verherrliche, und er hatte ihr geantwortet, es schiene ihm, daß ihr eine Nuance zwischen Göttin und Dirne fehle.

Als sie sich gar vorhalten lassen mußte, wie weiblich zart Angelika Rauffmann diese Gestalt auffasse, mag wohl ein gerechter Unwillen in dem von Natur ja ohnehin herben Gemüt der Frau aufgefliegen sein, und je tiefer sie mit ihrem zarten Gewissen empfand, daß trotz aller Reinheit der Beziehungen doch ein gewisses Unrecht in einem Verhältnis lag, das sie selbst als eine „liebe Sünd“ bezeichnet hat, desto brennender wird jetzt in ihr das Gefühl gewesen sein, was sie verlor und an wen sie es verlor. Noch ahnte sie nichts von der Persönlichkeit jener Vertreterinnen des Weiblichen, an denen jetzt Goethes niederer Mensch sein Genüge fand. Aber auch diese Bitterkeit sollte sie bald erfahren.

Ihr Fritz, der nach wie vor mit kindlicher Liebe an dem Geheimrat hing, besuchte ihn eines Tages im Gartenhause nach seiner Gewohnheit

und fand dort zwar nicht den Geheimrat, aber eine südlich aussehende hübsche junge Person, die der ahnungslose Junge mit lebhafter Bewunderung und nicht ohne ein naives Wohlgefallen betrachtete. Ganz erfüllt von dem sonderbaren Erlebnis, das ihm wie eine Geistererscheinung vorkam, kam er nach Hause und erzählte es seiner Mutter. Frau von Stein war nun orientiert, und da sie sich schon früher



Christiane Vulpius. Zeichnung von Goethe um 1789
Aus Engels Goethebiographie: „Goethe, der Mann und das Werk“



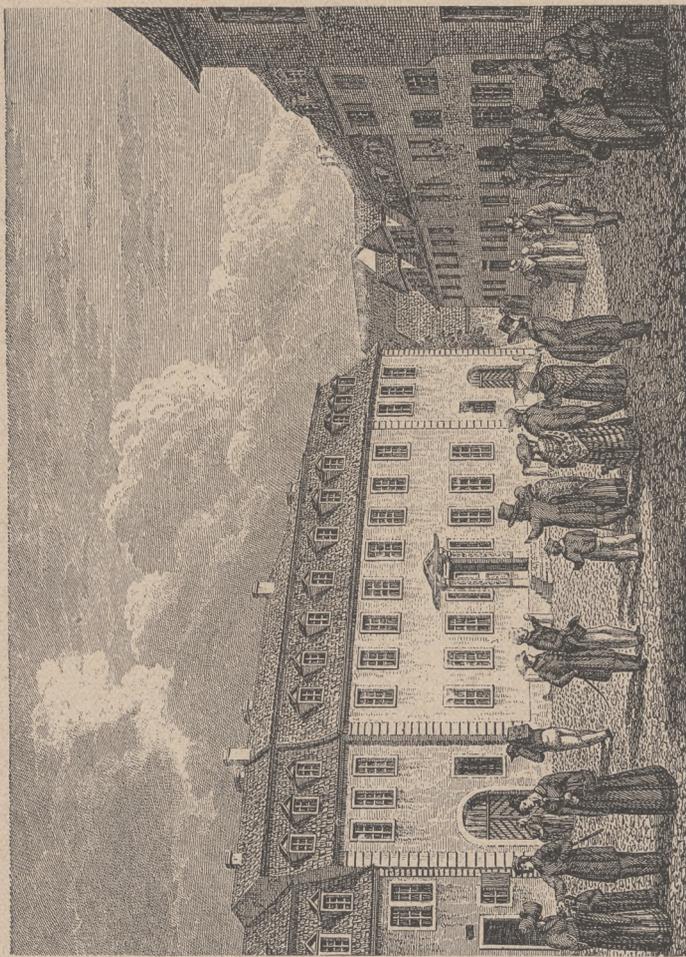
Goethe. Kreidezeichnung von Joh. Heinr. Lips (Weimar 1791) im Frankfurter Goethe-Museum

Goethes Auffassung aus dem *Egmont*: „ich kenn ein Mädchen, das wirst du nicht verachten, weil sie mein war,“ durchaus nicht zu eigen machen mochte, so wurde der Bruch immer unabweisbarer. Es scheint, daß Charlotte ihm nach ihrer Art offene Vorwürfe gemacht hat. Eine Sache hinterhältig mit sich herumzutragen war nicht ihrem Charakter gemäß. Es folgten einige Monate eines peinlichen Zwischenzustandes, und endlich, niederschmetternd für die Frau, Goethes offenes Bekenntnis: „Welch ein Verhältnis ist es, wer wird dadurch verkürzt, wer macht Anspruch auf die Empfindungen, die ich dem armen Geschöpf gönne,“ und, nach einem weiteren Worte: „Sieh die Sache aus einem natürlichen Gesichtspunkte an. Erlaube mir, dir ein gelassenes, wahres Wort darüber zu sagen, und ich hoffe, es soll sich zwischen uns alles rein und gut herstellen.“ Frau von Stein mag mit seltsamen Empfindungen auf diesen Brief geblickt haben. Sie hat ein „Oh!“ darauf geschrieben. Daß sie nach dieser Eröffnung auf die Fortsetzung ihrer Beziehungen zu Goethe verzichtete, welche brennende Scham sie empfinden mußte, daß der Mann, der sie geliebt und umworben hatte, jetzt ein gefälliges Dirnchen mit hübschem Lärvochen als Ersatz für das, was sie ihm gegeben hatte, ansah, braucht nicht geschildert zu werden. Man kann Herman Grimm aufs tiefste recht geben, wenn er sagt,

Goethe habe offenbar es naiverweise so im Sinn gehabt, daß Frau von Stein im Salon schön tun solle und die Gäste begrüßen, während in Küche und Schlafkammer Christiane Vulpius ihr Wesen triebe.

Auch in der Küche: denn Christiane war an sich trotz ihrer Vergnügungssucht kein schlechtweg leichtfertiges Mädchen, sondern entstammte anständigen Bürgerkreisen und war in Haus und Küche wohlbewandert, und es erscheint geradezu als eine Ironie des Schicksals, wie Goethe durch seine sogenannte Wiedergeburt durch Italien dem Ideal des jämmerlichsten Philisters zugetrieben wird, eine Frau, die gut kochen kann und eine hübsche Person ist, für das höchste menschliche Glück zu halten. So lächerlich es klingt, auch der Weg zu Goethes Herzen hat für Mamsell Vulpius durch den Magen geführt. In unzähligen Briefstellen werden Christianens kulinarische Talente gepriesen, und die Kapaunen, Spießerrücken und Rehkeulen, die ihm den guten mütterlichen Tisch ins Gedächtnis riefen, werden ihn wohl über die Tage haben lächeln lassen, wo er mit der Frau Stallmeisterin lieber Linsensuppe aus der Pastetenschale essen mochte, als an des Herzogs Tafel sitzen. Außerdem war Christiane, die als eine zierliche Figur dunkel, dabei frischfarbig von einem südlichen Typus geschildert wird, nicht ohne einen gewissen naiven Liebreiz. Wenn ihr Aussehen später als „gemein“ geschildert wird, so ist das eine Folge des Weingenußes, von dem sie eine große Freundin war. Auch dies darf man ihr nicht zu hart anrechnen, da sie die Tochter eines Trinkers war und der Vater durch sein Laster die Familie — die Eltern waren übrigens tot — in ihre jetzige traurige Lage versetzt hatte. Sie arbeitete, dreiundzwanzig Jahre alt, in der Bertuchschen Blumenfabrik, und ihr Bruder Christian, der einige Semester Jura studiert hatte, lebte stellunglos in Weimar und ließ sich von der Arbeit der Schwester und Tanten durchfüttern. Später warf er sich auf die Unterhaltungsschriftstellerei und hatte als Autor des Rinaldo Rinaldini auch alsbald die seinem Wert entsprechenden Erfolge, dem Goethe, der ihn lange unterstützen mußte, später durch Ernennung des Schwagers zum Bibliothekar einen bürgerlich gefestigten Untergrund gab, so daß Christianens Verwandte bei Goethes Tode einigermaßen reputierlich dastanden. Die Familie hat sich später aufgerafft, und es leben noch Glieder derselben in Weimar in angesehenen Berufen. Dieser junge Mann ist wohl auf den spekulativen Gedanken gekommen, dem unbeweibten Herrn Minister ausgerechnet durch die hübsche Schwester eine Bittschrift um eine Anstellung für ihn überreichen zu lassen, und Goethe, der die dralle Person wohl schon gelegentlich vor seinem Hause am Frauenplan — das ihm der Herzog vor einigen Jahren geschenkt hatte, da die Wohnung in dem feuchten Gartenhaus bei Goethes Mutter große Sorge erregt hatte, und in dessen Nachbarschaft die Familie Vulpius wohnte — gesehen, aber kaum weiter beachtet hatte und der sich gerade in der Verfassung befand, die in Rom verlassenen Freuden schmerzlich zu entbehren, ging auch richtig in die ihm gestellte Falle.

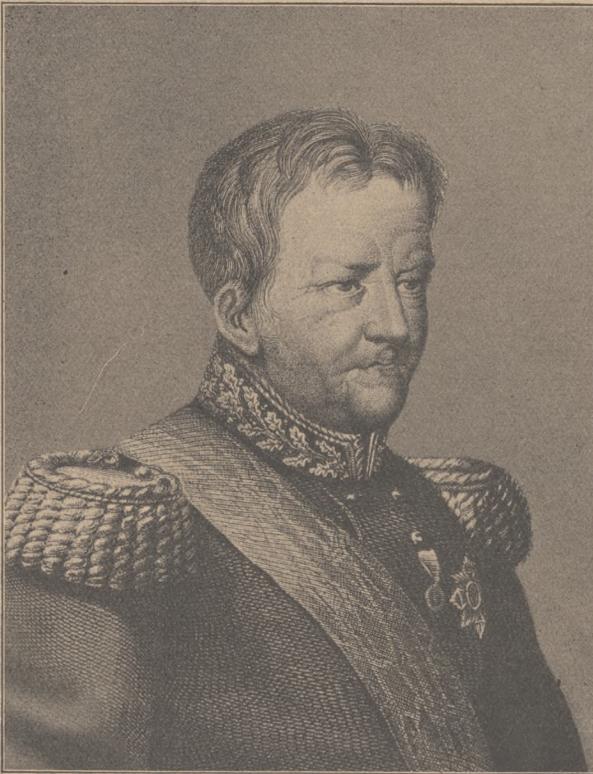
Es ist seit langem Sitte gewesen, nur im Ton der tiefsten Verachtung von Christiane zu sprechen. Es ist zwar nicht meine Absicht, Christiane,



Warum stehen sie dawo? Kömen sie getroffen herer
 Ich nicht Thüre da und Thor? Würden nicht empfangen seyn
 Goethe 1782 &

U. M. K.
 Toruń
 Seminarium Filologii
 Biblioteka

Goethes Haus am Frauenplan (jetzt Goetheplatz) in Weimar seit 1792. Zeichnung nach der Natur von Otto Wagner 1827, Stich von Eudw. Schüke mit den von Goethe eigenhändig darunter gesetzten Versen von 1828



❧
 Großherzog Karl August von Weimar
 Nach einem Stich in Diezmanns Weimar-Album
 ❧

wie man es lächerlicher Weise versucht hat, zu einer der Stein vielleicht noch überlegenen Persönlichkeit hinausschrauben zu wollen, aber der schlimme Schmutz, mit dem man sie beworfen hat, kann von einem menschlich Urteilenden auch nicht gebilligt werden. Christiane erscheint vielmehr als ein zu gefügiges Werkzeug in den Händen ihrer durch die Not wohl etwas unbedenklich gewordenen Familie. Entschieden dürfen wir irgendwelche hohen sittlichen Eigenschaften bei ihr nicht voraussetzen, und was von der bedingungslosen lie-

benden Hingabe an den geliebten Mann zurechtgeschrieben wird, gehört ins Bereich des Lächerlichen. Jedenfalls verstanden sie und der Heimgekehrte sich überraschend schnell in der Frage, auf die es ankam. Und nachdem Christiane, wie Goethe es nennt, die Seine geworden war, verstand sie als gewitztes Mädchen vortrefflich um ihre verlorene Anschuld zu weinen und allen üblen Nachreden mit vielen Tränen als arme junge Waise, die man verfolge, zu begegnen. Goethe hat zu viel Redlichkeit befehlen, um sich in der Art, wie man sich solcher Verhältnisse zu entledigen pflegt, Christianens zu entledigen. Und als Frau von Stein, die ja nicht das Mädchen, sondern ihn anklagte, jene Briefe an ihn richtete, war es schon zu spät und Christiane bereits die werdende Mutter seines Sohnes August. Für Goethe war dies Ereignis ein Grund, sein Verhältnis zu dem Mädchen als Gewissensehe zu betrachten.

Wir nähern uns nunmehr der unerquicklichsten Periode im Leben des großen Dichters, in der er immer tiefer in das Niedernatürliche zu versinken scheint. Das Verhältnis brachte natürlich eine Menge von Demütigungen mit sich, Christianens Anwesenheit in dem Hause am

Frauenplan, wenn auch vom Hofe nach Möglichkeit ignoriert, genügte, um aus dem Hause Goethes die Gäste, die sonst oft dort geweiht hatten, zu vertreiben, denn wie hätte man sich zu der Demoiselle Vulpius stellen sollen? Die regierende Herzogin beklagte sich empört, daß Goethes „Bastardchen“ gerade unter ihren Fenstern spazieren getragen wurde, und Christianens gänzlich ungehemmte Sucht, auf den Bällen und Schlittensfahrten ihrer Gesellschaftsklasse ihrem Vergnügen freien Lauf zu lassen und sich auch wohl des Guten zu viel zu tun, brachte die peinlichsten Zustände für Goethe mit sich. Es ist ihr gar nicht eingefallen, wie man hat behaupten wollen, das Angeficht der Menschen zu meiden und etwa wie eine Gefangene im Goethehause ihre Tage zuzubringen, und sicher hat die Schamlosigkeit, die in diesem Verhalten lag, dazu beigetragen, ihren Ruf zu verschlechtern, während Goethe, wie das in solchen Fällen zu geschehen pflegt, gegenüber den zungenfertigen Klagen Christianens über ihr hartes Los, und weil er sich aus der Tiefe seines großen Gemütes heraus dem Mädchen verschuldet fühlte, ihr wohl nicht mit der gehörigen Energie entgegengetreten ist.

Die Erfahrungen dieser Jahre zeigten sich in einem ungemein verschlossenen, einsilbigen Wesen. Früher hatte er, beständig in der Gesellschaft taktvoller und feinfühligere Frauen, Freude an der Konversation gehabt, es war ihm ein leichtes gewesen, auch an fremden Höfen am Tee- und Spieltische eine gute Figur zu machen. Jetzt sank er, auf den täglichen Ton mit der Vulpius und ihrem Anhang gestimmt, von dem früher so sicher beherrschten Niveau herab, und der Inhalt seiner Ge-



Großherzogin Luise von Weimar
Ölgemälde im Goethe-Nationalmuseum zu Weimar

danken, wie er sich in den Römischen Elegien widerspiegelt, konnte schwerlich als für den Kreis der Herzogin Luise in Frage kommender Gesprächsstoff gelten. Die Weltereignisse gestalteten sich so, daß der Herzog von seinen kriegerischen Neigungen völlig in Anspruch genommen wurde. Die Teilnahme an den wenig rühmlichen Kampagnen in Schlesien und in Frankreich mochten ihn auch nicht dem Herrn näherbringen, die Einsicht, daß er in den bestehenden Verhältnissen und am Gange des Schicksals nichts würde ändern können, hatte sich ja ohnehin seit langem bei ihm festgesetzt und steigerte sich schließlich bis zu der gänzlichen unrühmlichen Gleichgültigkeit gegen die Geschicke seines Vaterlandes. So versank er immer tiefer in Vereinsamung und innere Erstarrung, fein anspornender, aneifernder Einfluß war ihm mehr zur Seite, und welcher grellsinnlichen Art das Verhältnis zu Christiane war, zeigt der Um-



Charlotte von Stein

Kinder und die beständigen Geldsorgen aufgerieben hatten, ihm in der Frage eines herzoglichen Versprechens, für die Kinder zu sorgen, das nachher aber hingezögert wurde, einen heftigen und gereizten Brief schrieb, antwortete er der hochstehenden Frau, der auch er manches verdankte, in einer Weise, die sich wohl für Frauen vom Schlage der Vulpus geziemte hätte. Von dieser Stunde an datierte der Bruch auch mit Herder. Der Tasso, die Iphigenie, der Faust — in seiner ersten Fassung —, der Reineke Fuchs, der Großkophtha und die andern, von der Revolution angeregten Stücke begegneten völliger Teilnahmlosigkeit; die Aufnahme des Egmont, den ein anderer dramatischer Dichter, den der Herzog zum Titularrat ernannt hatte, namens Schiller, nicht ganz zustimmend rezensierte, hatte ihn sogar aufs heftigste empört. Der einzige Lichtblick war in jener Zeit des Herzogs Entschluß, ein eigenes Hoftheater zu gründen, zu dessen Direktor Goethe ernannt wurde.

Wahrscheinlich hat neben dem Wunsch, Goethe eine passende und ihn künstlerisch anregende Tätigkeit zu bieten, auch das Betreiben Christianens

stand, daß er, der wahrlich nicht prüde war, die sämtlichen Briefe, die er aus dem schlesischen Feldlager an sie richtete, verbrannt hat. Der einzige, der für ihn noch in Frage kommen konnte, Herder, wurde mit den Jahren immer reizbarer, und nachdem Herders Frau Karoline, eine der bewunderungswürdigsten und begabtesten Weimarer Kreises, deren Nerven aber die außerordentlichen geistigen Anforderungen des Mannes, die vielen

eine Rolle gespielt. Denn sie war nach Art der Weimaraner Kleinbürger außerordentlich für das Theater interessiert, und in der Folge wurde Goethes Haus ein Sammelplatz und offene Tafel für die Söhne und Töchter Thaliens, die an der Unlegitimität der Hausfrau keinen Anstoß nahmen. Aber wenn diese Beschäftigung auch Goethes Tage füllte, so hat sie die Leere seines Innern dennoch nicht ausfüllen können. Und es waren so seit der Rückkehr fünf bis sechs Jahre vergangen, und Goethe schien in tiefere Unproduktivität zu versinken, und in den Zeitungen schrieb man, daß er als Dichter wohl erledigt sei.

Nun lebte zwar im Beginn dieser fünf Jahre in Weimar ein Mann, der, schon vor Goethes Rückkehr dort ansässig, mit wahrer Gier und Inbrunst die Rückkehr Goethes erwartet hatte. Seitdem der arme, geduckte Junge in der Bedientenuniform eines Karlsruhlers den schönen, stattlichen Mann mit dem Ordensstern auf der Brust als Bruder und Freund eines Herzogs in den Festsaal der Karlschule hatte treten sehen und in seinem Herzen das Bewußtsein des verwandten Genies hatte brennen fühlen, war in Schillers Seele der Wunsch lebendig gewesen, dem Großen, Ebenbürtigen nahezutreten.

Durch Charlotte von Kalb in die guten Weimarer Kreise eingeführt, hatte er zunächst begierig alles, was ihm über Goethe zu Ohren gekommen war, seinem Herzensfreunde Körner berichtet, und es ist sehr rührend, welche Wichtigkeit er jedem kleinsten über den heimlich Geliebten und Verehrten ihm berichteten Zuge beimißt. Es fügte sich, daß Knebel ihn zu einer Geburtstagsfeier für den abwesenden Goethe ins Gartenhäuschen einlud, auch dies erscheint seiner Hoffnung als ein verheißendes Zeichen. Endlich kehrt Goethe zurück; er besucht die



Charlotte von Schiller, geb. von Lengefeld. 1791 gezeichnet von Charlotte von Stein unter Leitung des Malers Joh. Geinr. Epps
Im Besitz des Freiherrn Ludwig von Gleichen-Rußwurm

der Stein befreundeten Lengefelds in Rudolstadt. Jedenfalls war Frau von Stein nicht ganz unschuldig an dieser Zusammenkunft, durch die Goethe für Schiller interessiert werden sollte. Wir wissen aus den Briefen, mit welcher Spannung Schiller diesem Zusammensein entgegengesehen hat, aber wie sehr niedergeschlagen und beklommen schreibt er alsbald an Körner, daß Goethes Erscheinung in außerordentlicher Weise die Erwartungen herabgestimmt habe, die man ihm von dieser anziehenden und schönen Erscheinung beigebracht habe. Man darf hinzusetzen: auch die Darstellung, die er sich in seiner Phantasie von dem großen Ebenbürtigen gemacht hatte. Goethe aber scheint es gefallen zu haben, sich mit der bekannten Steifheit zu geben, die schon damals sich zu entwickeln begann und nachmals die Welt so häufig in Verwunderung gesetzt hat. Die Zeit war auch recht ungünstig gewählt, denn es war die Epoche, in der Goethe sich in der denkbar unbehaglichsten Lage befand. Das Verhältnis zu der Vulpius, das ja in wenigen Tagen sich entwickelte, war damals schon ein festes geworden: das machte ihn unfrei Frau von Stein gegenüber, und er mag wohl auch schon in Italien seine gesellschaftliche Haltung etwas vernachlässigt haben. Denn er wirft Frau von Stein vor — in einem allerdings ein Jahr später geschriebenen Briefe — wie sehr sie damals seine ganze Art, sich zu geben, ja selbst jede seiner Bewegungen getadelt und kritisiert und „mich völlig mal à mon aise gesetzt habe“. So ist seine gezwungene Haltung und sein sichtlich Bestreben nach mancher Richtung erklärlich. Zudem gesteht er selber ein, daß die Schillerische Produktion ihm in jener Zeit von Herzen zuwider gewesen sei. So endete diese Zusammenkunft damit, daß der, wie man nicht anders sagen kann, von Goethe nach Möglichkeit ignorierte Schiller seine Hoffnungen außerordentlich hinabschraubte. „Meine in der That hohe Idee von ihm ist nicht vermindert worden, aber wir werden uns immer fern bleiben.“ Und ein andermal: „Sein Wesen ist von Anfang her anders angelegt als das meinige. Seine Welt ist nicht die meinige, und unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden.“ Es ist nirgends nachgewiesen, erscheint aber sehr wahrscheinlich, daß die beständigen Versuche der Stein im Interesse der Lengefelds, Schiller Goethen sozusagen aufzudrängen, seine gereizte Stimmung gegen Schiller nicht verbessert haben. Jedenfalls erklärt er ausdrücklich: „Ich vermied Schillern, der, sich in Weimar aufhaltend, in meiner Nachbarschaft wohnte. Die Erscheinung des Don Carlos war nicht geeignet, ihn mir näher zu führen, alle Versuche von Personen, die ihm und mir nahe standen, lehnte ich ab, und so lebten wir eine Zeitlang nebeneinander fort. Sein Aufsatz über Anmut und Würde war ebensowenig ein Mittel, mich zu versöhnen. Gewisse harte Stellen konnte ich sogar direkt auf mich deuten.“ Hierbei hat er Schiller gewiß unrecht getan, denn die harten Worte von „Genies, die früher berühmt werden, als sie mündig sind, und die, wenn ihr kurzer Frühling vorbei ist, statt der erhofften Früchte schwammige und verkrüppelte Geburten, die ein mißgeleiteter falscher Bildungstrieb erzeugte“, hervorbringen, mögen Goethe zwar bei der gewissen bedingten Richtigkeit auf ihn selbst



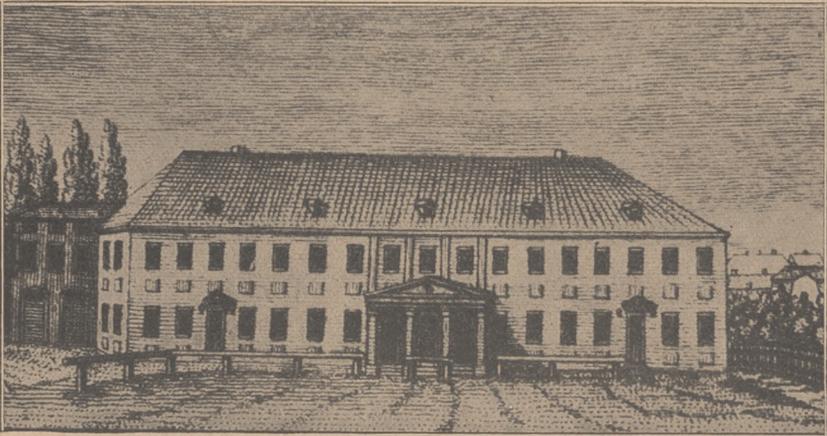
Schiller im 28. Lebensjahre. Ölgemälde von Anton Graff im Körner-Museum zu Dresden

wohl empfindlich getroffen haben. Aber daß Schiller, tief gekränkt und eigentlich unheilbar verletzt, wie er durch Goethes Haltung war, sich in so unedler Weise gerächt haben sollte, liegt seiner Natur völlig fern. Denn niemals würde er auf einen Goethe Auspielungen, die allenfalls der Anmaßung eines Niederen gegenüber angebracht waren, angewandt haben. Auch das Anziehen der Stelle von „falscher Würde in den Kabinetten der Minister“ ist wohl nicht recht angebracht, wenngleich die

fragliche Stelle von der „Gravität, die verschlossen und mysteriös wird und sorgfältig wie ein Komödiant ihre Züge bewahrt; alle Gesichtsmuskeln sind angepannt, aller wahre natürliche Ausdruck verschwindet, und der ganze Mensch ist wie ein versiegelter Brief“ auf Goethes damalige Art sich zu geben, allerdings etwas peinlich zutrifft. Dies ist aber ein Borgreifen, und fürs erste verletzte Goethe außerordentlich, wie schon erwähnt, die Kritik des Egmont von Schiller. Während wir Schillers literarischen Anstand bewundern, der ihn in einer Lage, in der die Realisierung seiner Hoffnungen auf festen Boden unter seine Füße, das will sagen, auf eine Anstellung im weimarischen Dienst, von Goethe, dem für Kunst und Wissenschaft verantwortlichen Minister, abhing, doch verschmähen ließ, durch kritikloses Lob, wie man es einem Schwächeren wohl gönnt, den einflussreichen Mann an seiner schwächsten Stelle zu fassen und für sich einzunehmen.

Als indessen immer mehr Zeit verging und Goethe fortfuhr, Schiller, wie man burschikos sagen würde, zu schneiden, mußte die kränkende Absicht auch dem Unbefangenen klar werden, und die bitteren und scharfen Bemerkungen Schillers, die uns überliefert sind, leiten sich aus jener Zeit her. Die Entwicklung der Dinge ist ja bekannt und auch bekannt, wie Goethe, zweifellos wieder auf Betreiben der Stein, — in dem bekannten Abrechnungsbrief findet sich die Stelle: „Wenn ich für Freunde tätig war, hast Du mich der Kälte und Nachlässigkeit beschuldigt“ — Schiller zum Geschichtsprofessor in Jena vorschlug und dadurch seine Ehe mit Lotte Lengefeld ermöglichte. Auf Schillers Vorstellungsbesuch bei dem Minister Goethe, bei dem dieser über die übliche Höflichkeit nicht hinausging, erfolgte auch weiter keine Annäherung.





Das Hoftheater in Weimar. Nach einem Stich aus dem Jahre 1800

Das junge Paar Schiller saß in Jena, und Goethe zog sich immer mehr in sich selbst zurück.

Sein Herabstinken in jener Zeit fiel immer allgemeiner auf, das Bedeutende, ja Apollinische seines Wesens, das sonst wie inwendiges Feuer die äußere Form durchleuchtet hatte, verging immer mehr; er wurde stark, und die Leere und Verschlossenheit seiner Züge nahmen immer mehr zu. Karl von Stein, der ebenso wie sein Bruder Fritz Goethe nach wie vor liebte, so wie ja auch seine Mutter ihm eine schmerzliche Neigung bewahrte, entwirft eine drastische Schilderung von seiner Entstellung und fügt hinzu: „Er dauert mich der schöne Mann, der so edel im Ausdruck seines Körpers war.“ Damals schrieb Frau von Stein ihr kleines Drama „Dido“, in der Ogon-Goethe sagt: Ich war einmal ganz im Ernst an der Tugend in die Höhe geklettert, aber es bekam mir nicht, ich wurde so mager dabei. Jetzt seht mein Unterkinn, meinen wohlgerundeten Bauch, meine Waden . . . ich zähle mich jetzt auch unters Gewürme, lebe auch am liebsten mit ihm.“ Auch die Bilder Goethes aus jener Zeit zeigen deutlich einen so gehemmten, benommenen und sozusagen hilflosen Ausdruck, daß man fast an ein körperliches Leiden glauben könnte, wo es sich doch nur um Leiden der Seele handelt. Die Situation schien immer hoffnungsloser zu werden.

Aber eines Tages begab es sich, daß Goethe in Jena einer Sitzung der naturforschenden Gesellschaft beiwohnte. Im Hinausgehen sah er sich neben Schiller, zu dem er, um nicht unhöflich zu scheinen, einige Worte über die Vorlesung äußerte. Schiller antwortete darauf, daß eine so zerstückelte Art, die Natur zu behandeln, den Laien, der sich gern darauf einlasse, keineswegs anmuten könne. Goethen schien diese Bemerkung verständig und einsichtig, und zum erstenmal schien ihm Schiller sympathisch. „Ich erwiderte darauf: daß sie den Eingeweihten selbst vielleicht unheimlich bleibe, und daß es doch wohl noch eine

Du Dir lieber Goethe nach allem
 meinem einstimmigen Einverständnisse
 so einstimmig auf mich mußte ich
 daß ich Ihnen meine Leichte Leichte
 gütlich beizubringen. Also ich
 Ihnen gälte ich so einstimmig auf
 mich selbst daß ich zu Ihnen kommen
 lassen Sie ich mich einstimmig
 sagen einstimmig Ihnen am liebsten
 ist. Amalie
 d. 27. Jan
 1801.



Billet der Herzogin Anna Amalia an Goethe vom Jahre 1801
 Handschrift im Goethe-Nationalmuseum zu Weimar



andere Weise geben könne, die Natur nicht gesondert und vereinzelt vor-
 zunehmen, sondern sie wirkend und lebendig, aus dem Ganzen in die
 Teile strebend, darzustellen. Er wünschte hierüber aufgeklärt zu sein,
 verbar aber seine Zweifel nicht.

„Wir gelangten zu seinem Hause, das Gespräch lockte mich hinein;
 da trug ich die Metamorphose der Pflanzen lebhaft vor und ließ, mit
 manchen charakteristischen Federstrichen, eine symbolische Pflanze vor
 seinen Augen entstehen.

„Er vernahm und schaute das alles mit großer Teilnahme, mit ent-
 scheidener Fassungskraft; als ich aber geendet, schüttelte er den Kopf
 und sagte: „Das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee! — Ich stuzte,
 verdrießlich einigermaßen: denn der Punkt, der uns trennte, war
 dadurch aufs strengste bezeichnet. Die Behauptung aus Unmut und

Würde fiel mir wieder ein, der alte Groll wollte sich wieder regen; ich nahm mich aber zusammen und versetzte: Das kann mir sehr lieb sein, daß ich Ideen habe, ohne es zu wissen, und sie sogar mit Augen sehe.

„Schiller, der viel mehr Lebensklugheit und Lebensart hatte als ich und mich auch wegen der Horen, die er herauszugeben im Begriff stand, mehr anziehen als abzustößen gedachte, erwiderte darauf als ein gebildeter Kantianer; und als aus meinem hartnäckigen Realismus mancher Anlaß zu lebhaftem Widerspruch entstand, so ward viel gekämpft und dann Stillstand gemacht; keiner von beiden konnte sich für den Sieger halten, beide hielten sich für unüberwindlich. Der erste Schritt war jedoch getan. Schillers Anziehungskraft war groß; er hielt alle fest, die sich ihm näherten; ich nahm teil an seinen Absichten und versprach, zu den Horen manches, was bei mir verborgen lag, herzugeben; seine Gattin, die ich von ihrer Kindheit auf zu lieben und zu schätzen gewohnt war, trug das Ihrige bei zu dauerndem Verständnis, alle beiderseitigen Freunde waren froh, und so besiegelten wir, durch den größten vielleicht nie ganz zu schlichtenden Wettkampf zwischen Objekt und Subjekt, einen Bund, der ununterbrochen gedauert und für uns und andere manches Gute gewirkt hat.“

Es folgt dann jener Briefwechsel in Angelegenheit der Horen, in dem Schiller den hochwohlgeborenen Herrn und hochzuverehrenden Herrn Geheimen Rat als Euer Hochwohlgeboren gehorsamster Diener und aufrichtigster Verehrer zur Mitarbeit an dem neuen Cotta'schen Blatt auffordert und worauf Goethe Anzw. Wohlgeboren



Herzogin Anna Amalia im Alter
Gemälde von Ferdinand Jagemann, Stich von Steinle

nach dreimaligem Konzept mittheilt, daß er mit Freuden und von ganzem Herzen von der Gesellschaft sein werde. Schon hierin findet sich die Hoffnung ausgesprochen, daß die nähere Verbindung mit so wackeren Männern manches, das bei ihm ins Stocken geraten sei, wieder in einen lebhaften Gang bringen werde. Im weiteren redaktionellen Briefwechsel findet sich von Goethes Seite die Bitte um ein freundschaftliches Andenken und die Versicherung, daß Goethe sich auf eine eifrige Auswechselung der Ideen mit Schiller recht lebhaft freue. Als bald, die gebotene Hand lebhaft und freudig erfassend, schreibt Schiller Goethen jenen herrlichen Brief, der noch heute die schönste und liebevollste Analyse Goetheschen Wesens bedeutet und in dem er, über die jahrelange Entbehrung von Goethes Teilnahme zartfühlend schweigend, nur leise und rührend die verlorenen Jahre in dem Satz, „wieviel von dem Wege noch übrig sein mag“, anrührt. Dieser Brief muß an Goethes Seele geschlagen sein wie der Klöppel an eine lange schweigende, mit Staub und Spinnweben umzogene Glocke. In der herzlichsten Weise antwortet er, und jetzt ist der Freundschaftsbund geschlossen, wie er in der Literaturgeschichte aller Völker nicht zum zweitenmal erscheint und um den die Nationen uns beneiden.

Nach kurzer Zeit bereits ist Schiller für Wochen Goethes Gast in Weimar, und bald vergeht kein Tag, an dem nicht, wie einst zwischen Goethe und der Frau von Stein, die Botensfrau zwischen Weimar und Jena Briefe hin und wieder trüge. Die einzelnen Phasen dieses bis zuletzt sich gleichbleibenden, nie ermattenden, nie verwelkenden Verhältnisses sind bekannt; bekannt ist, wie Goethe einige Zeit danach Schillers Berufung nach Weimar durchsezt, wie fast tagtäglich er seine Schritte zu dem viel Leidenden lenkt, welcher rührende Austausch kleiner menschlicher Freundlichkeiten das Verhältnis belebt und farbig macht.

Dies alles aber verschwindet gegen das Überwältigende und Neue, was jetzt mit Schiller in Goethes geistiges Leben tritt.



Goethes Gattin Christiane, geb. Vulpius.
Kreidezeichnung von F. Bury. 1800

So wie einst die Verührungen mit der Schwester, dann mit Herder, mit der Stein aus dem empfänglicheren Material des Jünglings ein so reiches Leben erweckten, so gelingt es jetzt dem starken und feurigen Geist Schillers, Goethes schöpferisches Vermögen aus Erstarrung und Vereisung wachzurufen. Wie die Horen, der Musenalmanach



Herzogin Luise
Schattenriß im Wittumspalats zu Weimar

richtiger Erkenntnis, daß das Bedenkliche des Inhalts ihm unter den Umständen, in denen er sich befand, wenig Ehre bringen könnte. Was den Faust betrifft, so danken wir auch dessen Vollendung Schiller. Der Faust war Goethe so verleidet, daß er nicht das Paket aufzuschneiden wagte, in dem die Konzepte lagen. Und so schlug er Schillers Bitte, ihm doch einiges davon mitzuteilen, rundweg ab, „da er nicht abschreiben könnte ohne auszuarbeiten, und dazu keinen Mut fühle.“ Doch fügte er hinzu, „kann mich künftig etwas dazu vermögen, so ist es gewiß Ihre Teilnahme.“ Die beständigen Bitten Schillers, doch nur fortzufahren, die man in den Briefen nachlesen kann, beantwortet Goethe gelegentlich mit der Anerkennung, daß er jetzt ganz anderen Mut zur Arbeit fühle und Schillers Teilnahme

in mehr als einem Sinne fruchtbar sei. Die Arbeit aber blieb nach wie vor liegen. Endlich fand Schillers instinktive geniale Treffsicherheit, die ihn immer das Richtige finden ließ und die man in völliger Verkennung der Eigenart des Genies die abgründige Schlaueit des echten Schwaben genannt hat, das Rechte. Er riet Cotta, Goethe durch „anlockende Offerten“ dazu zu bringen, sich noch einmal an diese große Arbeit zu machen und sie zu vollenden. Daraufhin erfolgt denn auch umgehend die Wirkung. Denn Goethe verzeichnet: Brief von Cotta. Faust angesehen.

Vielleicht könnte einige Vermunderung darüber entstehen, daß Goethe, der von jeher dem literarischen Erwerb als etwas völlig Nebensächlichem gegenüberstand, jetzt plötzlich durch „anlockende Offerten“ zur Arbeit sich bewegen sieht. Es kam ihm aber jetzt recht sehr auf Geld an, wie denn auch Schiller Cotta sofort den Glauben benimmt, als wenn mit Goethe ein sogenanntes gutes Geschäft zu machen sei: „es ist, gerade heraus gesagt, mit Goethe kein gutes Geschäft zu treffen, weil er seinen eigenen Wert sehr genau kennt.“ Seinen Wert kannte Goethe früher ebenso gut, aber jetzt wollte die verhältnismäßig höchst geringe Besoldung, die er noch immer bezog und die für einen streng gehandhabten Hauskalt vornehmen Stils allenfalls gereicht hätte, zumal

das große Haus ihm ja nun gehörte, bei der sorglosen Wirtschaft Christianens nicht hin noch her reichen. Wie so viele aus knappen Verhältnissen stammende Leute verlor sie jeden Maßstab für den eigentlichen Wert von Summen, die ihr ungeheuer vorkamen und bei denen man gewiß jeden Tag herrlich und in Freuden leben konnte, und wozu hätte sie so trefflich zu kochen und zu backen verstanden, wenn sie es ihrem Geheimrat nicht nach Kräften wohl machen sollte. Auch mußte für die Zeit ihrer Wochenbetten jemand da sein, der das Haus versah, damit dem Geheimrat nichts abginge, und so teilten Tante und Schwester von Mamsell Vulpus, denn unter diesem Namen erscheint sie regelmäßig in Goethes Tagebüchern, die Ministerwohnung. Auch konnte man ihr nicht verdenken, wenn sie für ihren armen Bruder hin und wieder etwas tat. Und die zahlreichen „Judenkrämchen“ (das sind Manufakturwaren), bald ein schöner Atlas zum Kleide, bald ein „italienischer Sommerhut“ oder ein schönes Umschlagetuch mit Franzen für jene interessanten Zustände, die Goethe in Christianens Jargon mit „Krabskrälligkeit“ bezeichnet, damit die Weimarer Bürgerweiber nicht vor des Geheimrats Wirtschaftlerin, wie Christiane öfter klagt, ausspöien und „Pfui Teufel!“ riefen, waren gewiß das wenigste, was ein so redlich gesinnter Mann für das Geschäft, das er in Unehren gebracht hatte, tun konnte. Daß Christiane, wie man hervorgehoben hat, keine eigene Kasse besaß, ändert nichts daran, daß ihr das Geld, das die Frau Rat, ohne zu knausern, als Zuschuß sandte, durch die Hände lief. Wenn diese hübschen kleinen Hände leer waren, so hielt sie sie eben Goethe hin, und Goethe mußte sie füllen. Mit der Zeit steigerten sich auch ihre Ansprüche an Bedienung und Gefinde, durch deren Auffässigkeit dann mancher Zwist entstand, der des Olympiers Feder in geharnischte Bewegung den hohen



Goethe in Hofuniform mit dem Orden der Ehrenlegion. Schattenriß etwa vom Jahre 1810 im Goethe-Nationalmuseum zu Weimar



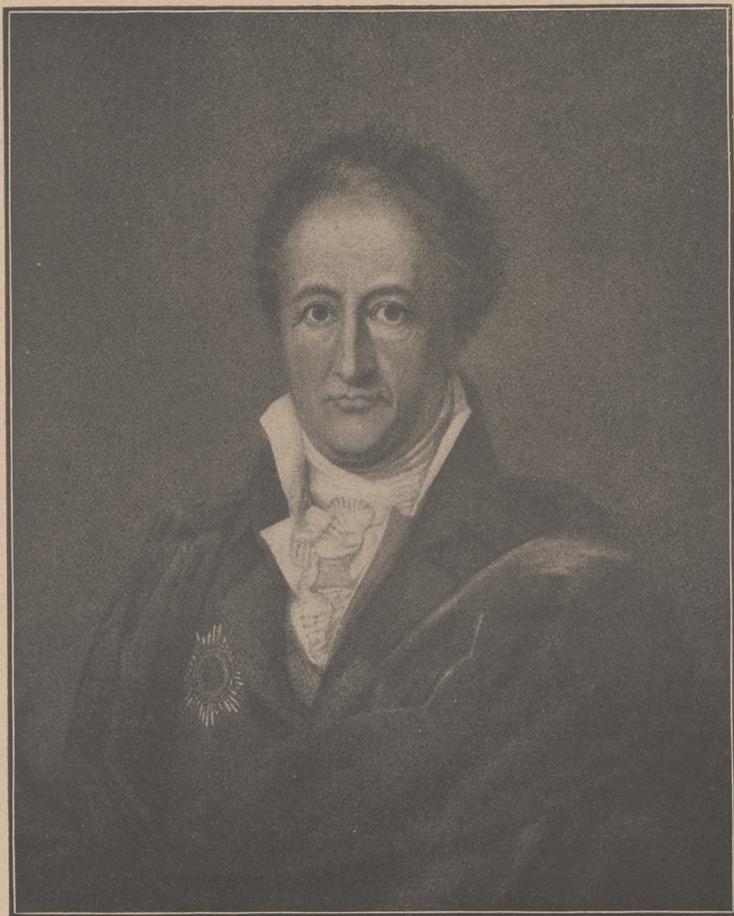
Minna Herzlieb, das Urbild der Ottilie in den Wahlverwandtschaften, in ihrem 20. Lebensjahre. Nach dem Ölgemälde von Luitse Seidler, im Besitz ihrer Nichte Frau Sundelin, geb. Schiller, in Berlin

Behörden gegenüber setzte. Und da Goethe seit Italien irgend einen ständigen Hausgenossen aus den gebildeten Kreisen bei sich sah, der eine Art Mittelstellung zwischen Gesellschafter, Sekretär und Hausbesuch einnahm, erst Moritz, dann Heinrich Meyer, später Riemer und Eckermann, so beehrte auch Christiane mit der Zeit eine Gesellschafterin, die sie bei ihrer Vereinsamung nach dem Tode ihrer Tante, mit dem Goethe übrigens nicht behelligt werden durfte, wohl auch bedurfte: sie hat, wenn sie das bei ihrer Natur wohl auch nicht in voller Bitterkeit erkannte, doch eigent-

lich, nachdem der Rausch verflogen war — zehn Jahre hat er immerhin angehalten — trotz aller Versuche Goethes, sich zu ihr herabzulassen, doch in jammervoller Vereinsamung gelebt. So hatte Schiller wohl recht, wenn er von Goethes elenden häuslichen Verhältnissen sprach und an anderer Stelle hinzufügt, daß diese Angelegenheit, die niemand trafe als ihn selbst, mit einer sehr edlen Seite seines Charakters zusammenhinge. Auch der offene Tisch, den Christiane für die Mitglieder des Theaters eingerichtet hatte, die dafür die gastfreundliche Frau nach Kräften fetierten und nach dessen Beendigung Goethe erst sichtbar zu werden pflegte, brachte, so fruchtbar die Wechselbeziehungen zwischen Schauspielern und Leiter sich durch diesen persönlichen Verkehr gestalten mochten, große Ausgaben mit sich.

Ein besonders trübes Blatt bildete dabei das Heranwachsen des kleinen August, den Goethe mit um so größerer Leidenschaft liebte, als

Christianens vier andere Kinder entweder tot zur Welt kamen oder bald nach der Geburt starben. Das Kind wuchs nunmehr heran und mochte, begabt und früh entwickelt, wie es war, die Zwitterstellung der Mutter und sein eigenes Los anderen Kindern gegenüber schon bitter empfinden. Es ist im höchsten Grade demütigend in Goethes Seele, zu verfolgen, wie er in den Briefen an Schiller fortgesetzt Mitteilungen und Andeutungen über die, die nun einmal seine Familie waren, anbringt und wie der Goethe so tief verehrende Mann immer wieder darüber weggleitet, nach Wendungen sucht, die seiner Teilnahme und Verehrung für Goethe Ausdruck geben könnten, ohne zugleich einen



Goethe. Ölgemälde von Gerhard von Kügelgen. 1810

Hafen darzubieten, an dem sich etwa Beziehungen der Mamsell Vulpius zur Frau Hofrat Schiller anknüpfen ließen. Denn so tief sein Gefühl von der Überlegenheit und Universalität Goethes war, so menschliche Liebe und Bewunderung er für den Menschen empfand, so ging dies doch nicht so weit, um ihn seine Frau in eine Beziehung bringen zu lassen, die sie verabscheute. Endlich entschloß man sich, in Ansehung der vielfältigen Dankbarkeit, die man Goethe schuldete, der durch seine Hilfe das Schillersche Haus ja erst eigentlich begründet hatte, Augustgen mit Ernstchen Schiller spielen zu lassen. Ernstchen nahm den kleinen Freund dann mit zu Tante Stein, und es ist sehr rührend in den Briefen der Frau nachzulesen, mit wie leidenschaftlicher Aufmerksamkeit sie in dem Kinde nach Zügen des noch immer Geliebten forschte. Augusts Erzählungen brachten dann eine briefliche Bitte Goethes an die, die einst ihn selbst hatte bilden helfen, zustande: „Vergönnen Sie auch ferner meinem armen Jungen, sich an Ihrer Gegenwart zu bilden.“ worauf die Frau sehr rührend antwortete: „Sie müssen meinem Herzen eigentlich recht natürlich finden, daß ich Ihr Kind so lieb haben muß.“ In der Folge zeigte sich aber, daß kein Bilden und kein Einflußhaben bei Augustgen half und daß das arme Kind die minderen Eigenschaften beider Eltern in sich trug und daß namentlich das Erblast der Mutter, der Hang zu geistigen Getränken, bereits in so zartem Alter durchbrach. So mögen oft trübe Gedanken, die sich durch keine Willenskraft verdrängen ließen, Goethe bewegt haben, und die Arbeit und die Ablenkung durch die Unterhaltung mit Schiller mag ihm wohl als Wohltat erschienen sein. Für den, der Organ dafür besitzt, reden die Gedichte aus jener Zeit: „Wer nie sein Brot mit Tränen aß“, „Heißt mich nicht reden, heißt mich schweigen“, „Der Gott und die Bajadere“ eine verständliche Sprache, und es ist recht gut, daß der kämpferische Genius Schillers Goethe in die herzlichste Betätigung an den Kenien hineinzog, deren Urgedanke eigentlich von Goethe ausging.

Wenn uns Heutigen der Kampf, in den die beiden Großen sich den mittelmäßigen Schriftstellern gegenüber einlassen, unrühmlich erscheint, so müssen wir bedenken, daß wir in unseren Tagen durchaus nicht mehr kompetent für die Beurteilung jener Zustände sind. Es erscheint uns heute lächerlich und unbegreiflich, daß das belangloseste schriftstellernde Gesindel damals mit dem Recht des Lebenden als gleichberechtigt, vielleicht sogar als die „Erfolgreicheren“ gegen Goethe, dessen Genie seiner Zeit ja zu weit voraus war, brüstend sich aufspielte. Die Träger von Namen, die überhaupt nur auf uns gekommen sind, weil sie in den Kenien geißelt werden, spielten in den Zeitungen ihre Rolle als Kritiker, und das breite Publikum, noch unwissender als sie, betete das urteilslose Geschwätz der „Herren mit dem kurzen Gedärm“ emsig nach. Man kann sich das Wutgeschrei vorstellen, das sich in diesen Kreisen der Mittelmäßigkeit erhob, als Goethe ihnen klar machte, daß ihre Bemühungen um die Literatur höchstens denen des Gesindes gleich seien: „Frisch denn die Stuben gefehrt, dafür, ihr Herren, seid ihr da. Aber erscheinet sie selbst, hinaus vor die Türe, Gesinde! Auf den Sessel der



Prinzessin

Kotzer

Brunehild

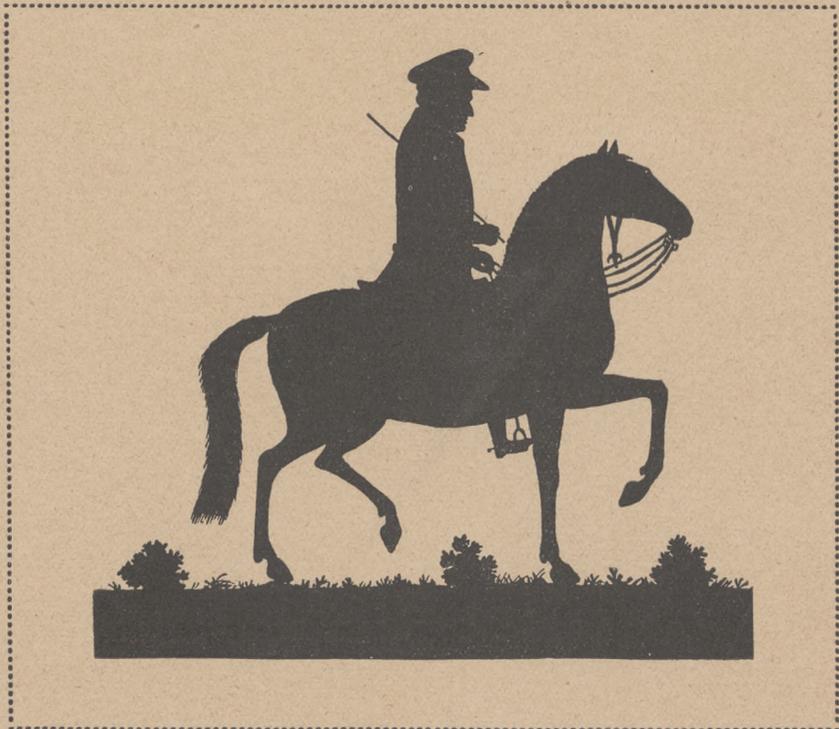
Siegfried

Figuren aus dem am 30. Januar 1810 zum Geburtstage der regierenden Großherzogin Luise in großen Saale des Weimarer Schlosses zum erstenmal aufgeführten Maskenzuge „Die romantische Poesie“, wozu Goethe den Text verfaßt hat

Frau pflanze die Magd sich nicht hin.“ Und die Empörung der beliebten Bühnendichter, die die „Gründlinge des Parterres“ in Wonne schwelgen ließen, war nicht gering, wenn ihnen der Abstand zwischen Handwerk und Künstlerschaft gezeigt wurde; „Einem ist sie die hohe, die himmlische Göttin, dem andern eine tüchtige Kuh, die ihn mit Butter versorgt.“ Und wenn die realistische Tendenz der damaligen Schmierbühne mit Hofräten, Sekretären und Majors und Konflikten, die sich um gestohlene silberne Löffel und dergleichen große Schicksale drehen, statt um die großen und ewigen Angelegenheiten der Menschheit, sich sagen lassen mußte: Was kann denn dieser Misere Großes begegnen, was kann Großes durch sie denn geschehen? so war das auch bitter und steigerte die Wut gegen Goethe.

Endlich war auch der „Meister“ beendet, und die Gegner Goethes versäumten nicht, das Werk wütend anzugreifen. Bei den Urteilsfähigen dagegen fanden die menschlichen Schönheiten des Werkes Bewunderung und Nührung, und in der Freude des Beendens erwuchs in dem Dichter zum erstenmal wieder seit langer Zeit ein neuer Plan, der eine Vorgeschichte hat.

Schon vor längerer Zeit hatte Goethe den längst gefaßten Vorsatz ausgeführt, seine Mutter in Frankfurt zu besuchen. Seit der Schweizer Reise des Herzogs, wo er in der Blüte seines Daseins als ein von Gott Geliebter mit dem Herzog in dem Hause am Hirschgraben Quartier nahm, zu Frau Uja unendlicher Freude und freudvollen brieflichen Ergüssen an Anna Amalia, hatte er die Mutter nicht wiedergesehen, so groß ihre Sehnsucht nach den schönen braunen Augen ihres Einzigen auch gewesen war. Jetzt, als sie ihn verändert, ernst und von heimlichem Druck erfüllt, wiedersah, mochte auf ihr Forschen wohl Goethes Gewissensehe ans Licht gekommen sein. Daß Frau Uja nun an Ehre und Reputation vor den Menschen recht viel gelegen war, wissen wir ja, aber ebenso, daß sie sich vorzüglich darauf verstand, die Dinge durch ihr Glas, „das rosenfarb und weiß“ war, zu betrachten, daß sie niemand zu bemoralisieren pflegte, und auch bei Dingen, die sie an sich nicht billigte, wie der Hund in der Fabel bei dem geraubten Schinken, den er bewachen sollte, mitzuessen pflegte, wie sie das einmal schildert. Gewiß aber ist in ihr ein heftiges Bedauern aufgestiegen, wenn sie sich jener Verbindung erinnerte, die ihres Wolfgang würdig war und die sie, statt sie dem ewig Unschlüssigen gegenüber zu fördern, durch ihre



mütterliche Eifer sucht eher gehindert hatte, der mit Lili. Bei seiner letzten Anwesenheit in Frankfurt auf der Schweizer Reise, wo er auch Friederike in Sessenheim besucht hatte, von der er in den zartesten Ausdrücken spricht, hatte er auch Lili besucht, die schon Frau und



Die Besuchstorte Goethes

Mutter war, und über sie recht wegwerfend an die Frau von Stein geschrieben, „er hätte den schönen Grasaffen mit seiner Puppe von einem Jahr spielen sehen“. Jetzt erzählte Frau Rat, wie rühmlich Lili, jetzige Türrheim, sich entwickelt hatte. Vor den Horden der Revolution flüchtend, von ihrem Mann durch die Zufälle der wilden Zeit getrennt, hatte sie hilf- und ratlos für sich und ihre Kinder einstecken müssen, und war, als Bäuerin verkleidet, ihren jüngsten Sohn auf dem Rücken, ihren älteren an der Hand zu Fuß durch die gefährlichen Rotten der Sansculotten hindurchgewandert, bis sie glücklich die Thüren erreichte. Wohl mag da vor Goethes Seele das Bild der Frau, die er einst geliebt hatte, in ländlicher Tracht, in ernster Zeit sich bewährend, aufgestiegen sein. Er befand sich wieder inmitten des behäbigen, wohlgeordneten Bürgerhauses der Eltern, die hausfräuliche Tüchtigkeit der Mutter, das etwas grillige Wesen des Vaters waren ihm so nahe wie einst; fast konnte er meinen, die Zeit hätte still gestanden und er wäre noch der Haussohn von einst. Wie sehr hätte er gewünscht, die einst Verlassene und nun Erkannte und Bewunderte wäre so in sein Leben getreten. Dazu mochten wohl Erinnerungen an den Aufenthalt in Emmendingen treten; denn von Emmendingen, wo sie ihre „lieben Enkeleins“ hatte, sprach die Frau Rat oft und gern, und so waren die Züge zu dem schönsten Epos, das wir besitzen, auf einmal gegeben, ohne daß Goethe sich dessen bewußt gewesen wäre. Jetzt unter dem anfeuernden Einfluß Schillers und nach der Beendigung des Wilhelm Meister schloß plötzlich das Gedicht aus Goethes Herzen empor, wie Schiller berichtet in einer unbegreiflichen Leichtigkeit und Schnelligkeit, so daß er neun Tage hintereinander jeden Tag über 1½ hundert Hexameter schrieb. Daß er gerade diese Form wählte, verdanken wir nach seiner eigenen Äußerung seinem Wohlgefallen an Doffens Luise. Und dies Werk hat Goethe ein so lautes Echo aus dem Herzen des Volkes eingebracht, wie bei seinen Lebzeiten, seit dem

Werther und Götz, nicht mehr. Der Chor der Mittelmäßigkeit antwortete zwar auch auf dieses Werk mit Wutgeheul, der uralte Gleim zeterte von seinem Halberstädter Thronessel aus: „Vossens Luise will der Bube lächerlich machen!“, und es entstand der berühmte Vers aus jenen Kreisen: „Luise Voß und Dorothea Goethe, Hier nahen sie schön wie die Morgenröthe“, in dessen Verlauf der deutsche Spießherd dann zu dem rühmlichen Endurteil kommt: „Luise Voß ist mein, im Lied und im Jdyll, Die andre nehme, wer da will.“ Bezeichnend für die Zeit, über die Napoleon dann mit dem eisernen Besen wegfuhr, ist die Tatsache, daß selbst ein so feinfühligler Mann wie Wilhelm von Humboldt das Heroische, das das Mädchen zu einer so außerordentlichen Erscheinung macht, als unangemessen empfand. So weit hatte sich das allgemeine Empfinden von den germanischen Idealen entfernt. Wie schön dagegen die herrlichen Worte Schillers zu lesen, der das Werk als schlechterdings vollkommen in seiner Gattung bezeichnete und von Goethe schrieb, „er dürfe nur leis an dem Baum schütteln, um die schönsten Früchte reif und schwer sich zufallen zu lassen, während die andern mühselig sammeln und prüfen müssen, um etwas Leidliches langsam hervorzu bringen.“ „Es ist unglaublich, mit welcher Leichtigkeit er jetzt die Früchte eines wohlangeordneten Lebens und einer anhaltenden Bildung an sich selber einerntet, wie ihn die Klarheit über sich selbst und über die Gegenstände vor jedem eiteln Streben und Herumtappen bewahrt.“ (Fast die gleiche Freude erregte bei Schiller auch der Wilhelm Meister.) Ebenso wie aus diesen Worten hervorgeht, wie erstaunlich Schillers Einfluß auf Goethe gewesen ist, so begreift man danach auch, worin dieser Einfluß zumeist bestanden hat. In Schiller fand er den Leser, den er brauchte, das Echo späterer Zeiten, die ihn begreifen und erfassen würden.

Der Wilhelm Meister ist für uns heute als Ganzes kaum noch lebendiger Besitz der Nation, so Tiefes und Wahres mit reinsten Anmut der Darstellung, wenn auch nicht an allen Stellen, darin gegeben ist. Trotzdem wird er weiterleben, wie alles, in das Goethe sein ewiges und unsterblich machendes Gefühl hauchte. Die unbeschreibliche Lieblichkeit Mignons, die rein aus Goethes Seele geschöpft ist, für die wir ganz vergeblich nach einem Vorbild suchen, ist das Bleibende und ewig Junge in diesem Roman, eine Verkörperung der Sehnsucht, zu der der allerleiseste Anstoß ihm wohl durch den flüchtigen Anblick des lieblichen dunklen Kindes, das er auf der Reise nach Italien in Begleitung eines greisen Harners auf einem Tiroler Paß erblickte, gekommen sein mag: sie erhebt den Roman in die Werke der Weltliteratur und macht ihn unsterblich. Eine „deutliche Pronuntiation“ der Hauptidee hat Schiller, der sich sonst mit der größten Kühnheit äußert und es zu dem schönsten Glück seines Daseins zählte, daß er die Vollendung dieses Produkts noch erlebe, daß sie noch in die Periode seiner strebenden Kräfte falle und daß er aus dieser reinen Quelle noch schöpfen könne — neun Jahre später war er schon tot — bereits in diesem Roman vermisst. Auch Goethe hat dies empfunden und zugegeben, daß er die Beendigung

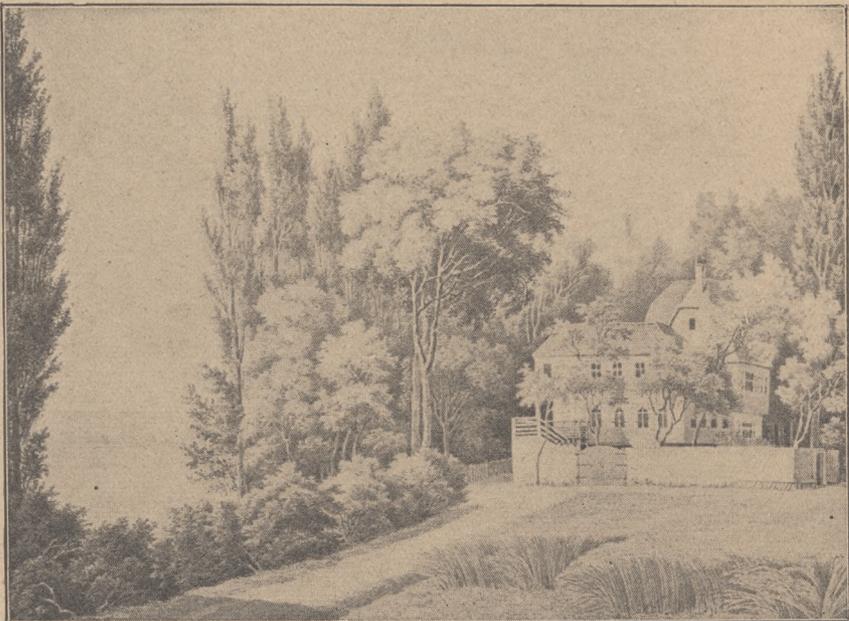
eigentlich mehr aus einer Art von Gewissenhaftigkeit vollendet habe und daß er froh war, diese Komposition, die „ihrer Natur nach nicht rein poetisch sein konnte“, hinter sich zu haben.

Wie sehr durch Schillers Anteil, durch Schillers Dramen Goethes Interesse am Theater gesteigert wurde, liegt auf der Hand. Die dramatische Kunst hatte bisher in Deutschland noch zu wenig geleistet, und so hatte bis vor kurzem auch die Schauspielkunst kein Feld, um etwas Hervorragendes hervorzubringen. Noch bei Beginn des Goethe-Schillerschen Jahrhunderts bewegt sie sich auf der niedrigsten Stufe, und die Darstellung von Hanswurst- und Kasperlestücken und oft pöbelhaften Frazen war das gewöhnliche Repertoire. Diesem machte Gottsched und die Neuberin zwar ein Ende, aber nun versiel das Schauspiel in das andere Extrem: aus nackter Natürlichkeit in die barste Unnatur, aus Regellosigkeit und Willkür in Steifheit und Affektiertheit, aus zersahrener, gemeiner Deklamation in Schwulst und Bombast und unerträgliche Geschraubtheit. Lessing hatte dann Unendliches für die Schauspielkunst getan. In der Sara Sampson, Minna von Barnhelm, Emilia Galotti und Nathan für alle Hauptgattungen vorbildliche Stücke geschaffen, in der Hamburger Dramaturgie eine Grammatik für die künstlerische Darstellung und die Beurteilung des Spiels gegeben. Die großen Schauspieler Ekhoff, Schroeder und Iffland nahmen die Lessingschen Richtungslinien mit Begier auf, und Einfachheit und Wahrheit der Darstellung wurden das Vorbild der ernsthaften Kunst. Da aber viele der Schauspieler, entsprechend dem damaligen tiefen



Goethe. Bleistiftzeichnung von Friedrich Wilhelm Kiemer (etwa um das Jahr 1810?) im Goethe-Nationalmuseum zu Weimar

Niveau der Allgemeinheit des Standes, nicht vermochten, selbständig zu denken, so riß auch hier wieder Vernachlässigung ein. Jeder glaubte schließlich sein eigenes nacktes Wesen bringen zu dürfen. So ward man aus lauter Nachahmung der Natur ganz unaussprechlich fade und matt, und die Wahrheit, daß dramatische Darstellung Kunstideal und Spiel der Stücke Kunstwerk ist, geriet völlig in Vergessenheit. So fand Goethe ein reiches Feld der Erziehung und des mit jeder Erziehung so reich verbundenen Argers. Besonders groß war der Widerwille der Schauspieler gegen den Vers im Drama, da sie ihren mißverstandenen realistischen Tendenzen gemäß nicht fähig waren, ihn zu sprechen — sie ließen sich ihre Rollen in Prosa umschreiben — und selbst die größten, Fißland und Schröder, stimmten in ihrer Auflehnung gegen den Zwang des Verses in den allgemeinen Chor ein. Goethe mußte diese Tendenz, seiner ganzen Art entsprechend, widerwärtig sein. „Wer nur sich selbst spielen kann,“ sagte er, „ist kein Schauspieler. Wer sich nicht dem Sinn nach in viele Gestalten verwandeln kann, verdient nicht den Namen.“ Vereint mit Schiller, den die erbosteten Mimen den „Jambenschreiber und Jambenfresser“ nannten, bemühte er sich zugleich sich emporzustudieren und sich klarer über sein dramatisches Kunstgefühl zu werden. Seit 1803 hatte er feste Übungsstunden, die sogenannten Didaskalien, eingeführt, und was er darin bot und erreicht, entsprach dem harmonischen hohen und symbolisch-tiefen Geist des Dichters: ein geisterfülltes, in weiser Mäßigung gehaltenes Kunstwerk zu schaffen, hinter dem ein



Die Gerbermühle bei Frankfurt a. M. Stich von Anton Radl

Unsiehtbares, Gewaltiges, die Idee, stehe. Als Grundlage aller solcher Kunstichtung erschien ihm die Rezitation. Und er wählte, um sein Ziel, die Harmonie in Sprache und Gebärde und Zusammenspiel, zu erreichen, die „Zauberkräft“ des verhassten Verses, dessen Meisterin Corona Schröter war. Ihr, die damals nicht mehr auftrat und in einem wehmütig-zarten Seelenbündnis mit Einsiedel lebte, überwies er besonders

verheißungsvolle Talente zur Auszubildung wie auch die Christiane Neumann, Goethes Euphrosyne. So gelang es, Weimar zu einer herrlichen Musterbühne zu gestalten: Schillersche Stücke, von Goetheschen Schülern gespielt, machten Weimar zu einem Wallfahrtsort für Künstler und Dichter, für Fürsten und Könige. Schillers Anteil an



Marianne von Willemer, das Urbild von Goethes Euleiä. Radierung von D. Raab nach einem Miniaturbilde auf Elfenbein vom Jahre 1819

Zufall fügte es, daß Goethe in der gleichen Zeit wie der große Freund schwer erkrankte, so daß man sogar mit der Möglichkeit seines Ablebens rechnete. „Unsere persönlichen Zusammenkünfte,“ schreibt Goethe, „waren unterbrochen; wir wechselten fliegende Blätter. Einige, im Februar und März von ihm geschrieben, zeugen noch von seinem Leiden, von Tätigkeit, von Ergebung mit immer mehr schwindender Hoffnung. Anfang Mai wagte ich mich aus, ich fand ihn im Begriff, ins Schauspiel zu gehen, wovon ich ihn nicht abhalten wollte; ein Mißbehagen hinderte mich, ihn zu begleiten, und so schieden wir vor seiner Haustür, um uns niemals wiederzusehen. Bei dem Zustande meines Körpers und Geistes, die, um aufrecht zu bleiben, aller eigenen Kraft bedurften, wagte niemand, die Nachricht von seinem Scheiden in meine Einsamkeit zu bringen. Er war am 9. verschieden und ich nun von allen meinen Übeln doppelt und dreifach angefallen.“ „Meine Tagebücher,“ fährt er an anderer Stelle fort, „melden nichts von jener Zeit; die weißen Blätter deuten

diesem Erfolg war so bedeutend, daß man mit einem hervorragenden Kenner jener Zeit nach seinem Tode nicht mit Unrecht von einer Verflachung des Hoftheaters reden konnte.

Hiermit sind wir bei dem Ereignis angelangt, das schon lange dunkle Schatten vorauswarf. Schillers Gesundheit war immer hinfalliger geworden.

Ein seltsamer

auf den hohlen Zustand. Ich gedachte," schreibt er an Zelter, den Berliner Maurermeister und Musiker, mit dem er bereits seit einigen Jahren in Briefwechsel stand und der nun, soweit dies möglich war, ein Ersatz für Schiller wurde, natürlich nur für den Menschen, der den wackeren Mann innig liebte, „mich selbst zu verlieren und verliere nun einen Freund und mit ihm die Hälfte meines Daseins. Eigentlich sollte ich nun eine neue Lebensweise anfangen, aber dazu ist in meinen Jahren auch kein Weg mehr. Ich sehe also jetzt nur jeden Tag unmittelbar vor mich hin und tue das nächste, ohne an eine weitere Folge zu denken.“ Einige Zeit hielt ihn der „Enthusiasmus“, in ihm aufgeregt durch die Verzweiflung des großen Verlustes, aufrecht. Er wollte Schiller die herrlichste Totenfeier bereiten, indem er den Demetrius vollendete. Da sich aber der Ausführung Hindernisse entgegenstellten, die natürlich in der Sache selbst lagen, so gab er, wie er sagte, in „leidenschaftlichem Sturm und Verworrenheit, eigensinnig und übereilt,“ den Vorsatz auf. „Noch jetzt,“ schreibt er, „darf ich nicht an den Zustand denken, in den ich mich nun versetzt fühlte. Erst nun war mir Schiller entrissen, sein Umgang mir nun erst versagt. Meine künstlerische Einbildungskraft wendete sich nun und folgte dem Leichnam in die Gruft, die ihn geprängeles eingeschlossen hatte. Nun erst fing er mir an zu verweisen, unleidlicher Schmerz ergriff mich, und da mich körperliche Leiden von jeglicher Gesellschaft trennten, so war ich in traurigster Einsamkeit befangen.“ In seinem Epilog zur Glocke: „Denn er war unser“ hat er dann dem Freunde, um seinen Ausdruck zu gebrauchen, doch den Katastrophal aufgerichtet, der die Jahrhunderte überdauern wird!

Wir kommen nun zu jenem Zug an Goethes Bild, der ihm von so vielen verdacht wird: seine Verehrung für Napoleon. Die weltgeschichtlichen Ereignisse sind so bekannt, daß hier füglich das Eingehen darauf entbehrt werden kann. Man kann zur Erklärung dieses Phänomens nur sagen: daß Goethe, verwaist wie er war, in bezug auf die Anschauung kongenialer Naturen sich von Napoleons Genie, wie von einer Offenbarung getroffen fühlen mußte. Das furchtbare Erbteil des Genies, die Einsamkeit, zu der sich dies immer verdammt sieht, hatte er nie so schmerzlich empfunden wie in diesen Jahren, da ihm das unschätzbare und seltene Glück der Gemeinschaft mit einem Ebenbürtigen genommen worden war. Je tiefer ihn bisher inmitten der mittelmäßigen Umwelt getroffen haben durfte, daß das Reich des Genies nicht von dieser Zeit ist, sondern erst hinter dem Grabe wartet, weil der Genius für die Zukunft schafft und nicht für die Gegenwart, je mehr er sich unter Unterdrückung seiner berechtigten und angeborenen Ansprüche den Verhältnissen unterzuordnen strebte — „Wieviel bist du von andern unterschieden? Erkenne dich, leb' mit der Welt in Frieden“ — desto blendender mußte ihn die Tatsache treffen, wie weit das Genie der Tat vor dem Genie des Gedankens bevorzugt ist. Und nun fühlte er sich mit dem Ebenbürtigkeitsinstinkt, der dem Genialen in noch höherem Maße als dem Purpurgeborenen innewohnt, von diesem Genie, das die Welt zu seinen Füßen sah, als wesensverwandt erkannt und geehrt, sah, wie der Mann, der

sonst schonungslos, was ihm in den Weg kam, niedertrat, vor dem verwandten Funken, der ihm aus der Seele der in seine Hand gegebenen Frau des von ihm Besiegten, der Herzogin Luise, entgegenstrahlte, ehrerbietig zurückwich — zwei Frauen, die Herzogin und die Stein waren die einzigen, die sich den großen Augenblicken gewachsen zeigten. Er sah die Jämmerlichkeit, die hohlen Fanfaronaden der jetzt Besiegten vor ihrem Sturz mit an, er erlebte den würdelosen Zusammenbruch ihrer Herrlichkeit, sein Blick, sich weitend für die Horizonte der Welt, vergaß des Vaterlandes, dessen Herrlichkeit versunken schien, und wandte sich in Bewunderung und tiefster Sympathie dem Manne zu, von dem er wußte, daß ein tiefer Zug ihn auch zu ihm zog. Gewiß ist es aber rührend und nicht ohne Bedeutung, daß er in jener Zeit sich in das Nibelungenlied vertiefte und von der Offenheit und Wundtheit seines Herzens zeugt in jener Zeit die Leidenschaft für Minna Herzlieb, ein junges und, wenn wir recht berichtet sind, wenig bedeutendes Mädchen, das aber durch Sanftmut und Anmut der Erscheinung einen tiefen Eindruck auf ihn machte. Sie gilt als Abbild der Ottilie in den Wahlverwandtschaften, die Goethe in jenen Jahren begann. Bezeichnenderweise legt er bei der geistigen Leere des Urbildes dem jungen Mädchen in den Tagebuchnotizen Ideen und Raisonnements unter, die durchaus die eines Mannes in reiferen Jahren sind.

Die Zeit von 1814 und 1815 bedeutet einen besonderen Abschnitt in Goethes Leben. Schon lange war das einst so leidenschaftliche Gefühl für das, was Christiane zu geben vermochte, in ein sattes, hausväterliches Wohlwollen für die ihm nunmehr 25 Jahre verbundene und seit kurzem legitime Gattin gewordene Frau zurückgeebbt. Nach der silbernen Hochzeit pflegen die Gefühle von Sechzigern sich in geordneten Bahnen zu bewegen, aber das Genie erlebt, wie Goethe mit einer gewissen kleinen



Jugendbildnis der Bettina von Arnim. Stich von Landshut aus dem Jahre 1809

Ruhmredigkeit zu Eckermann sagt, wiederholte Pubertätsperioden. Es mag nun für die Genialen selbst „ein reizendes Gefühl sein, Amorn die Flügeln regen zu fühlen“, aber für die stumpfe und nicht geniale Umwelt liegt die Gefahr peinlicher Eindrücke bei diesen liebenden Greisen nicht fern, denn nichts tötet Bewunderung und verwandte Gefühle sicherer als Geschmacklosigkeiten. Aber umsonst hat Goethe nicht in jenem ewig schönen „Wen du nicht verlässest, Genius!“ um den Schutz seines gnädigen Dämons gefleht, denn es gehört zu den seltensten Eigenschaften unseres größten Dichters, daß diese Perioden neu aufflammender Leidenschaften bei ihm stets ergreifend, fast tragisch wirken; sogar das Entflammen des hohen Siebzigers für eine Ahtzehnjährige hat nichts von dem, was derartige Johannistriebe widerwärtig macht, sondern bleibt am Horizont dieses scheidenden, mächtigen Lebens stehen wie das große, stille Leuchten des Firnlichtes.

Die Gegenwart hatte für Goethe nach den Freiheitskriegen wenig Erfreuliches. Die Weimarer Verhältnisse sind satfam bekannt. Schiller, der große Ebenbürtige, war tot. Frau von Stein blieb trotz des wieder belebten freundschaftlichen Verhältnisses fern im seelischen Sinn,



Goethes Schwiegertochter, Ottilie von Goethe, geb. von Pogwitz
Gemälde von Luise Seidler

denn kein redlicher Wille konnte die Trümmer der „zerstörten schönen Welt“ wieder aufrichten; die amtlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse waren nicht ohne Verdruß, und das einzige Wesen, das imstande gewesen, Goethe eine neue Jugend heraufzuführen, Bettina, hatte Christianes rohe Eifersucht von seiner Schwelle vertrieben. Und während rings Deutschland in Freudenfeuern stand wegen der Bezwingung des Erbfeindes, stand der Dichter vereinsamt und nicht ohne Groll, daß das Schicksal die Bezwingung des Genieverwandten, an dem sein Stolz sich heimlich aufgerichtet,

durch die Vielzuvielen
zuließ.

Nord und West und Süd
zersplittern,
Throne bersten, Reiche
zittern.
Flüchte Du, im reinen
Osten
Patriarchenlust zu kosten.
Laßt mich nur auf mei-
nem Sattel gelten!
Bleibt in Euren Hütten,
Euren Zelten.
Und ich reite froh in
alle Ferne,
über meiner Mütze nur
die Sterne.

Seit den Tagen
der Kindheit, wo
Frau Aja, die Er-
zählerin, den fremden
Zauber des Heiligen
Landes vor der Seele
des Knaben herauf-
beschwor, seit Mo-
hammeds Gefang wie
klingende Wasser her-
vorbrach, seit er das
Hohe Lied nachdichtete

und den Gesang der edlen Frauen Ajan Aga schuf, war sein Geist
immer wieder morgenwärts gerichtet in die Heimat des Menschen-
geschlechtes, den Orient, und so flüchtete er auch jetzt dorthin.

Zugleich mit diesem Verlangen wurde das Verlangen in ihm rege,
den Staub Weimars von seinen Füßen zu schütteln und die Main-,
Rhein- und Neckargegenden seiner lachenden Heimat zu begrüßen.
Wiesbadens Quellen hatten ihn äußerlich verjüngt, und im Verkehr mit
den Gebrüdern Boisseree, im Schatten des herrlichen gotischen Mittel-
alters waren Stimmen seiner schönsten, durch Herder befruchteten Jugend
erwacht. Die Heimat hatte ihn mit aller ihrer sommerlichen Herrlichkeit
empfangen wie einen geliebten Sohn, das schönste Stück deutscher Erde,
der ewige Rhein zwischen Bingen und Winkel, hatte mit seinem Zauber
sein Herz umfaßt. „Aufgeschlossn“, erfrischt, wiedergeboren wie Faust
nach dem Trank wandelte er die Pfade seiner Jugend, an Schultern
und Haupt dem Gotte vergleichbar. In dieser Gestalt, hinter der
Weimar mitsamt der dick gewordenen Frau Geheimrätin und allem
amtlichen Ärger wie grauer Nebel versank, tritt er der gegenüber, die
wie die Hesperide ihn zu verjüngen die Macht hat.

Goethe hatte kurze Zeit vorher scherzweise erklärt, daß „bei vielen
Gebrechen, die er wohl eingesteh, Undankbarkeit gegen schöne Augen



Goethes einziger Sohn August von Goethe, etwa ums Jahr 1823
Aus der Goethebiographie von Karl Heinemann



Urte von Levekov

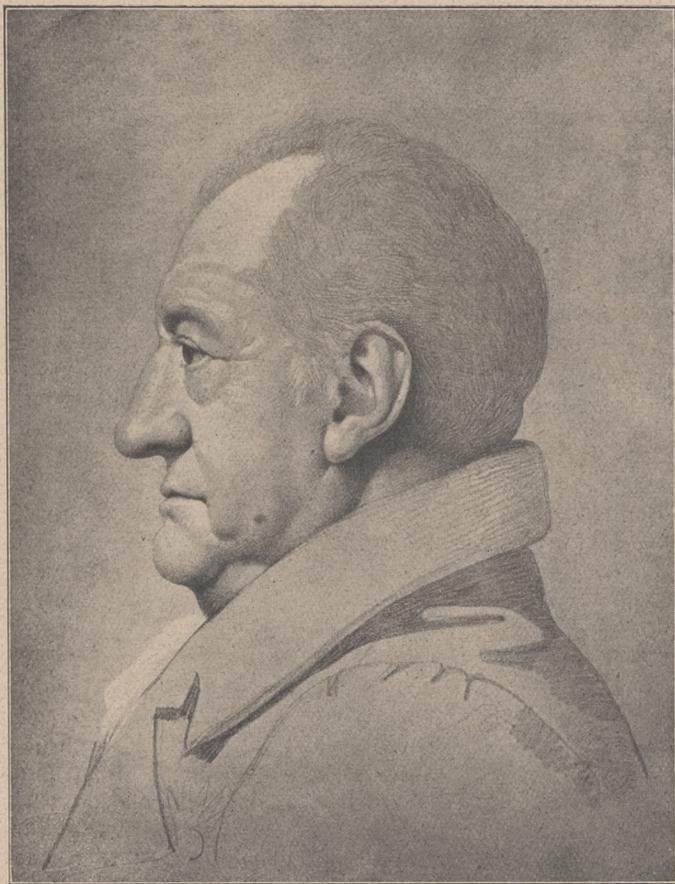
und Gefräßigkeit nie sein Fehler gewesen sei". Jedoch noch zum Beginn der „temporären Verjüngung“ schreibt er, nicht ahnend, daß „Amor, der Lausub“ schon den Bogen wieder spannt, an die wirkliche Gattin ein begeistertes Lob des köstlichen Hanauer „Wirsching und Kohlrabi, wie ich sie in vielen Jahren nicht gegessen“, und sein erstes dichterisches Erzeugnis auf seiner Fahrt ins Freie ist das schöne Poëm auf die Artischocke.

Ein Viebchen ist der Zeitvertreib, auf den ich jetzt mich spitze,
Sie hat einen gar so schlanken Leib und trägt eine Stachelmütze.

Das Viebchen, das der kleine Geflügelte dem Olympier in Wahrheit bestimmte, war aber durch Schlankheit minder ausgezeichnet, sondern,

wie sie scherzhaft übertreibt, „lang wie breit und breit wie lang“, wenn auch nicht weniger reizvoll als die geschmackvolle Blüte.

Unter Goethes alten Frankfurter Freunden war der Bankier Willemer, dessen dauerhaften Reichtum auch die utopistischsten Bestrebungen nicht hatten zerrütten können. Zu seinen Hausgenossen gehörte seit etwa sechzehn Jahren Marianne Jung, die der philanthropische Mann aus dem Glend einer Tänzerinnenlaufbahn, um Goethes Ausdruck



Goethe. Kreidezeichnung von Ferdinand Jagemann (Weimar 1817) im Goethe-Nationalmuseum zu Weimar. Aufnahme von Karl Schwier, Weimar

zu gebrauchen, „gerettet“ hatte. Diese aus völlig reinen Motiven entsprungene Tat ist Goethe stets als „hohes sittliches Gut“ erschienen, und seine Achtung vor Willemers moralischem Wert ist stets groß gewesen, wobei Vergleiche mit seinem eigenen Verhalten der Vulpus gegenüber vielleicht nicht fern gelegen haben. Nachdem Marianne etwa fünfzehn Jahre gleiche Rechte mit seinen Kindern geteilt, heiratete ihr Gönner schließlich unter Zustimmung der ganzen Familie die nunmehr Dreißigjährige.

Gerade in diesen Tagen lernte die junge Frau den berühmten Freund des Gatten kennen.

Wir wissen aus den zahlreichsten Zeugnissen, daß der Eindruck, den Goethe auf die Frauen machte, sehr groß war. So schwankend die Zeugnisse von Männern, namentlich aus seinen mittleren Jahren, sind, so findet sich doch keine Frau, die dem Zauber sei-

lotte von Stein, um keine Frau hat er zu werben brauchen wie um sie, Marianne Willemers Herz flog ihm bedingungslos zu, aber auch ihre nunmehrige Stieftochter Rosette Städel geborene Willemer, die als Witwe den Haushalt des Vaters teilte, spricht in ganz hingerissenem Ton von dem Eindruck seiner Persönlichkeit.

Marianne stand damals in allem Reiz der voll erblühten Frau. Klein von Gestalt, aber von großer Anmut der Bewegung in der bereits leicht zur Fülle neigenden Figur, blühend und gepflegt in der Sorglosigkeit eines glänzenden Daseins, das keine Pflichten als die, Freude zu bereiten, von ihr forderte, erinnert sie im ganzen Typus eigentlich auffällig an die junge Christiane. Dasselbe Frischfarbige, Mollige, von Gesundheit und Lebenslust förmlich Sprühende, das gewiß nicht dem höchsten Frauenbegriff entspricht, aber auf Goethe stets sehr anziehend gewirkt haben muß. Sehr schön muß ihr Haar gewesen sein, lockig und braun und ganz Natur in einer Zeit, wo in Schillers zärtlichen Briefen Lottens diverse Perücken eine nicht kleine Rolle spielten. Goethe hat diese Locken später als „geliebte braune Schlangen“ besungen,



Goethe. Schattenriß (Weimar 1826) im Goethe-Nationalmuseum zu Weimar

nes Wesens widerstanden hätte. Sicher war die Wirkung wechselseitig, und es bedurfte wohl der ganzen Atmosphäre von Bewunderung und Schwärmerei, die die Frauen nach Art der Zeit offen zeigen durften, um in Goethe jenes Fluidum hervorzurufen, das sein nach außen oft gezwungenes und starres Wesen löste. Keine Frau hat Goethe widerstanden als Char-

und Marianne dankt dann sehr hübsch für diese Verherrlichung, die ihr Haar, „obwohl nicht so schön wie das der Berenice, an die Sterne veretzt habe“.

Aus dieser graziösen Wendung geht schon hervor, daß Mariannes Begabung ihrer äußeren Erscheinung entsprach. Glänzend veranlagt, regen Geistes und von einer der Koketterie nicht entbehrenden Anmut der Idee, war sie recht geschaffen, wie ein schöner Spiegel das Bild des Geliebten wiederzugeben, so wie die Vorzüge weiblicher Begabung ja häufig in Anempfindung, in hingebendem Aufnehmen und Sichzueigenmachen fremden Inhaltes bestehen. Darum haben alle Frauen von Goethe genommen, keine ihm gegeben, wie er selbst bemerkt: „Frauen sind silberne Schalen, in welche wir goldene Äpfel legen.“ Die einzigen Frauen von Adel, bei denen für ihn Empfangen und Geben gegenseitig waren, sind die Stein und Vili, und beide hat er nicht ertragen können, nicht rastend, bis er wieder „der alte, freigebohrne Vogel“ war.

Dieser künstlerischen Seite Mariannens, die sie auch zu einer vor trefflichen Interpretin musikalischer Ideen machte — sie besaß einen wundervollen Alt —, und ihrer restlosen seelischen Hingabe für den Dichter verdanken wir jenes erneute Aufblühen des Goetheschen Geistes, das wir unter dem Westöstlichen Diwan zu unsern schönsten geistigen Besitztümern zählen. Sie ist in der Zeit, als der Feueratem des Genius über ihr zusammenschlug, zur Dichterin geworden, deren Verse der schönsten Goetheschen Lyrik ebenbürtig sind. Aber es ist nur Abglanz eines fernen, unerreichbaren Lichtes. Zwar sagt der Dichter:

Ich gedachte in der Nacht,
Daß ich den Mond sähe
im Schlaf.

Als ich aber erwachte,
Ging unvermutet die
Sonne auf.

Aber auf Suleikas
Gedichte kann dies
Wort nicht Anwendung
finden. Sie sind ganz
Goethes geistiges Ei-
gentum, und:

Du bist die Sonne, die
auf Wolken thront,
Du bist die Sonne, und
ich bin der Mond —

hätte Marianne mit den
Volkmannschen Versen
singen können.

Wie grenzenlos
aber ihre Selbstver-
leugnung dem Geliebten
gegenüber war, wie



Goethe. Gipsrelief von Angelika Jacius zwischen 1825 und 1830
Im Museum zu Weimar

schrankenlos die Zurückdrängung ihres eigenen Wesens, sieht man nicht ungerührt aus dem ganz unerhörten Phänomen, daß die Goethesche Lyrik fast reiner und verklärter darin zum Ausdruck kommt, als in Goethes eigenen Gedichten aus dieser Zeit.

Die Sonne kommt! Ein Prachterscheinen!
Der Sichelmond umklammert sie.
Wer konnte solch ein Paar vereinen?
Dies Rätsel, wie erklärt sich's? wie?

So sind die beiden hinreißenden: „Ach, um Deine feuchten Schwingen, Weft, wie sehr ich Dich beneide“, und „Was bedeutet die Bewegung?“ die zumal in der Mendelssohnschen zarten Musik wohl allgemein bekannt sind, nur zu erklären als tatsächliche Geisteskinder Goethes und Mariannens. Unerklärlich ist dabei nur, daß der Dichter die Strophe:

Und mich soll sein leises Flüstern
Von dem Freunde lieblich grüßen,
Eh' noch diese Hügel düstern,
Siz ich still zu seinen Füßen,

in:

Und mir bringt sein leises Flüstern
Von dem Freunde tausend Grüße,
Eh' noch diese Hügel düstern,
Grüßen mich wohl tausend Küsse

verballhornt hat, wie man wohl nicht anders sagen kann.

Es dürfte wohl zu den bekannteren Tatsachen gehören, daß erst Herman Grimm durch Mariannens Vertrauen das Geheimnis dieser Gedichte erfuhr, und es ist gewiß ein sehr hoher Beweis seelischer Vornehmheit, wie sie wenig Frauen eigen sein dürfte, daß Marianne, so oft sie ihre eigenen, bald vertonten Gedichte hat singen und als schönste Lyrik Goethes begeistert hat rühmen hören, schweigend verharrte, das Andenken unvergesslicher Stunden nicht durch prahlendes Geschwätz entweihend. Sie, die von Haus aus „Heitere, Vorlaute“, wie sie sich selbst bezeichnet, ist so, taktvoll zurücktretend, bescheiden, schweigend zu einem Charakter vertieft worden, dem mit Recht die dauernde Verehrung und Liebe des Großen durch alle Wechselfälle hindurch blieb, und ihrer ist der schönste Ruhm, mit frauenhafter Sorgfalt seine letzten Jahre gekränzt, durch ihre sinnigen, gehaltvollen Briefe sein Alter oft heiter angeregt zu haben.

Daß Goethe der Freundin nicht die Ehre gab, die ihr gebührte, lag wohl zumeist an dem zarten Verhältnis, das sie verband, das der eigene Gatte, seinem hohen und reinen Sinn gemäß, den beiden „so gern und redlich gönnte“ und das rein bewahrt zu haben bei so willensloser Hingabe der ganzen Seele der Frau, zu den schönsten Zügen von Goethes Menschlichkeit gehört. Zugleich konnte er diese Lieder mit gutem Recht als sein geistiges Eigentum betrachten. „Sie sind Suleikas, sind die Deinen,“ läßt er sie sagen, und bei der rühmenden Erwähnung des „Ostwindes“ durch Eckermann gesteht er, „wie oft habe ich nicht das Lied singen hören, wie oft dessen Lob vernommen und in der Stille mir lächelnd angeeignet, was denn auch wohl im schönsten Sinn mein

Tausend Glück und Tugenden zum
 fruchtigen Tag. Mögen die Segen
 zeihen auf den fruchtigsten Tag
 Tag befruchten daß alle Lieb-
 liche und Güteffern geliebter
 Freund und Gattin werden und
 mit aller Hoffnung auf's künft-
 liche ohne Trauer verbleiben, wie
 aber verbitte ich unvorsichtiger
 Freund Ihr langwilligste Hoff-
 nollen auf unvornehmlich
 Euzen Lubandbaser.

Am 28.
 August
 1826

Charlotte v. Stein
 geb. v. Tschudi

Charlotte von Stein's letztes Glückwunschschreiben zu Goethes Geburtstag am 28. August 1826
 Handschrift im Goethe-Schiller-Archiv zu Weimar

genannt werden durfte. In derselben Stunde fuhr ich mit meiner
 Schwiegertochter nach Belvedere, und in den Grünhäusern brach ich
 diese beiden Zweige." Auch sein Tagebuch verzeichnet vom 18. Oktober
 1825: "Mit Ottilie nach Belvedere, Lorbeer und Myrten geholt. Gedicht
 zu Eckermanns Schrift." Und sie, "die Liebenswürdige", Selbstlose,
 ließ sich in adliger Bescheidenheit an dem Lorbeer, den der greise Goethe
 mit Myrte durchwunden, ihr darreichte, genügen. Das Gedichtchen:

Myrt' und Lorbeer hatten sich verbunden.
 Mögen sie vielleicht getrennt erscheinen,
 Wollen sie, gedenkend sel'ger Stunden,
 Hoffnungsvoll sich abermals vereinen

begleitete den Kranz.

Bei jenem ersten Beisammensein im Jahre 1814 hatte Mariannens seelische Anmut noch nicht den späteren Eindruck auf Goethe gemacht. Es wird wohl der „lieblichen Gesellschaft“ Mariannens und der „liebwerthen Kleinen“ freundlich in seinen Briefen gedacht, aber doch nur in dem begünnernnd wohlwollenden Ton, den der Olympier frischer Jugend zuzuwenden liebte. Erst der Aufenthalt in der Gartenmühle mit einigen Unterbrechungen — vom 12. August bis etwa 25. September — brachte dem Fünfundsechzigjährigen eine der schönsten Episoden seines Lebens.

Er, das leidenschaftlich liebende Kind der ewigen Natur, recht hineingefetzt aus dem Süddeutschen immer etwas farg erscheinenden, bescheidenen Lieblichkeiten Thüringens und der „schwächtigen Flm“ in die Pracht süddeutscher Erde, in den heimlichsten, grünsten, wasserbesprühten Aufenthalt in der traulichen Mühle, an der mit kraftvollem Getriebe der Strom, „der mit dem ewigen Meere verbindet“, seine rauschenden Fluten vorbeidrängt. Grünüberhangen die Terrasse, an deren Stufen die lockenden Wasser murmeln, hell und hoch der Himmel und gesättigte Sommerschönheit über der prangenden Welt. Ringsherum ein Kranz verständnisvoller, dankbarer, vornehmer Menschen, die dem großen Gast am liebsten die Hände unter die Füße breiten möchten, und er selbst verjüngt, erstarrt unter den heilenden Quellen der Heimat. Hier hat ihm das Schicksal das Herrlichste bereitet. An seinem Geburtstag begrüßt ihn das Gartenhaus mit Kränzen, „nach der Farbentheorie geordnet“, und die anmutigen Frauen des Hauses bringen ihm in zartem Sichzueigenmachen seiner jezigen Neigung für den Orient zwei Körbe voll ausländischer Blumen und „schönster Früchte“, dabei einen Turban von kunstvoll geschlungenem Musselin, mit Lorbeer umwunden. Immer wundervoller erschließen sich die Tage, immer tiefer öffnet sich Mariannens Herz. Am 12. September richtet Goethe an Suleika sein erstes Gedicht: „Nicht Gelegenheit macht Diebe“, am 16. antwortet Marianne mit dem schönen: „Hochbeglückt in Deiner Liebe“. Am 17. abends singt Marianne „ergreifend schön“ den „Gott und die Bajadere“ und „Kennst Du das Land“ „ausdrucksvoller, als man es je von ihr gehört“, und am 18. wiederholt sie das Lied von dem Unsterblichen, der die Geliebte mit feurigen Armen zum Himmel hinanträgt. Auf Goethes Bitte wickelt sich Marianne in den türkischen Schal und setzt den ihr von Goethe geschenkten, von Adele Schopenhauer auf seine Bitte angefertigten Turban auf das schöne Haar. So „sitzend still zu seinen Füßen“ hört sie ihn seine ewigen Verse vorlesen, und der weiße Mond, der im Orient mit unlöslichem Zauber verbindet, füllt das Gemach mit fremder Klarheit. Unten rauschen die Wasser herauf, und die Luft ist schwer von gesättigter Süße, Atem des Sommers und verhauchendem Blumenduft; von weitem tönt der gedämpfte Ruf Hudhuds, des Liebesboten zwischen dem vogelsprachekundigen Salomo und der Königin von Saba, des schönen Vogels, des Kronenträgers, der so oft „ihnen über den Weg gelaufen ist“. Die Wipfel rauschen und schauern um das Haus, das zwei Liebende umschließt . . .

Während der Trennung, die Goethe für einige Tage nach Heidelberg, Mariannen nach Darmstadt führt, entsteht am gleichen Tage (dem 23. September) Goethes Kastanienlied mit dem Schluß:

So fallen meine Lieder
Gehäuft in Deinen Schoß

und Suleikas Lied: „Was bedeutet die Bewegung?“, nachdem am 22. September Goethes Sehnsucht Ausdruck gefunden hat in „Die



⊠ Charlotte von Stein im Alter. Nach einem zeitgenössischen Steindruck ⊠

Sonne kommt“: „Du nennst mich Liebchen, Deine Sonne, Komm, süßer Mond, umklammre mich!“

Die Wonne des Wiedersehens läßt dann eins der schönsten Goetheschen Gedichte werden:

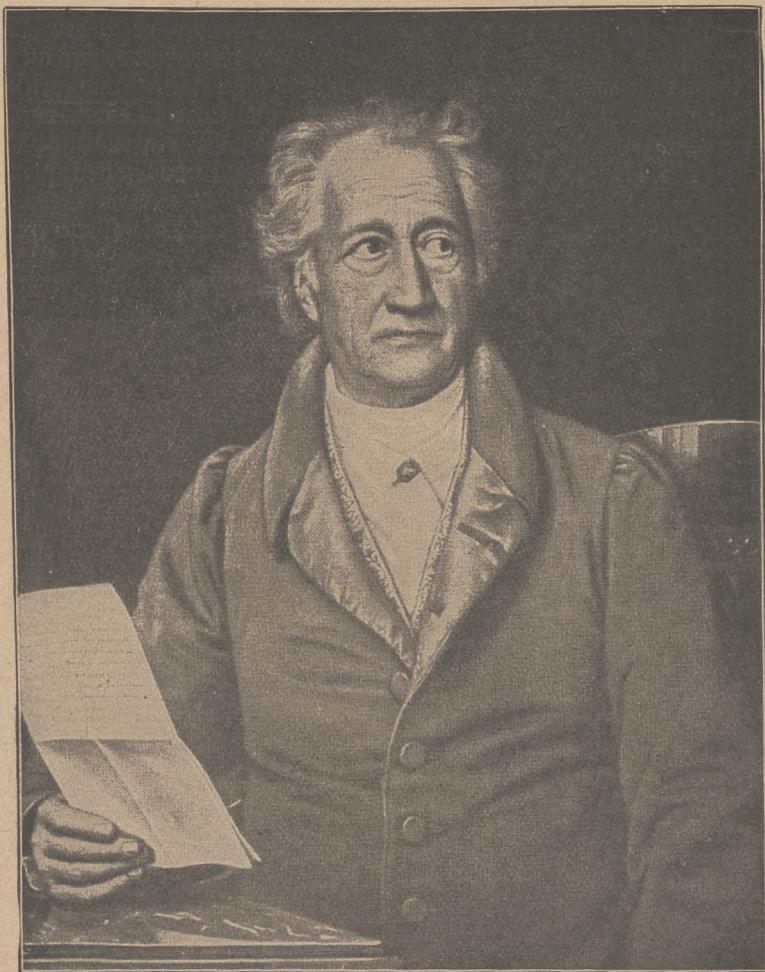
Ist es möglich! Stern der Sterne,
Drück' ich wieder Dich ans Herz!

Am Tage der Trennung entsteht: „Lieb' um Liebe, Stund' um Stunde“, an dem er „Jussufs Schönheit“ borgen möchte, um nie Suleika zu verlieren, und Marianne erwidert:

Nimmer will ich Dich verlieren!
Liebe gibt der Liebe Kraft.
Magst Du meine Jugend zieren
Mit gewalt'ger Leidenschaft.

Ein Wiedersehen war gegen den 18. Oktober in Aussicht genommen, aber Goethe überwand sich so weit, auf etwas, was zu gefährlich schien, zu verzichten. Er „flüchtete“, wie er gegen Boisseree äußerte, und wie dieser, ahnungslos über die eigentliche Bedeutung, auslegt, vor dem Trubel, den der Aufenthalt Karl Augusts mit Goethes alter Gegnerin, seiner Mätresse Jagemann, in Heidelberg mit sich brachte. Dazu wurde er, wie oft Menschen, bei denen das Seelische einen starken Einfluß auf die Körperlichkeit ausübt, physisch krank; in einem Brief an Willemers Tochter Rosette klagt er über „Brustweh, das sich fast in Herzweh verwandelt hätte“. Marianne tröstete sich mit der Hoffnung auf das Wiedersehen. Umsonst: Goethe ging über Würzburg nach Hause, „allein dadurch beruhigt“, wie er sagt, „daß ich ohne Willkür und Widerstreben den vorgezeichneten Weg wandle und nun desto reiner meine Sehnsucht nach denen richten kann, die ich verlasse.“ Von der Gewalt, die alle Wesen bindet, befreit der Mensch sich, der sich überwindet.

Wenn Goethe, der Gereifte und Freudegesättigte, imstande war, groß zu entsagen und nicht den „treuen Anblick des Freundes“, der so voll schönen Vertrauens war, zu kränken, so fiel der Jungen, von der ersten Leidenschaft ihres Lebens Ergriffenen der Verzicht unsagbar schwer. Sie glich einer Blume, die, im Dunkel erblüht, sich einen Sommertag lang im Glanz der alles belebenden Sonne hat baden dürfen und dann von fürsorglicher Hand in schützenden Schatten gerückt wird. Ihr ganzes Wesen war wundervoll aufgeblüht, sie wußte, daß diese Tage für sie Erfüllung des Lebens bedeuteten. Jetzt wandte sich das hohe Gestirn anderen Hemisphären zu, und sie blieb nach dem strahlenden Glanz in banger Dämmerung zurück. Seit sie als kleines Kind den Karneval von Venedig gelesen, dünkte ihr „dies Buch ein prophetisches Vorspiel zu meinem Leben“. Später fuhr sie in jenem Corso selbst als Maske mit, und „schon damals war es meine Überzeugung, ich würde mit Ihnen zusammentreffen, und mein frommer Glaube hat sich bewährt“, schreibt sie fünfzehn Jahre später, die Erinnerung der Zeit, wo ihrem Hoffen unbegreiflich schöne Erfüllung wurde, wie ein Heiligtum bewahrend.



Goethe im 79. Lebensjahre. Im Juni 1828 in Weimar nach dem Leben gemalt von Josef Karl Stieler im Auftrage König Ludwigs I. von Bayern. Ölgemälde in der Neuen Pinakothek zu München

Ihr war das Wundervollste geworden, was einer Lebenden werden konnte, und nun war es vorbei, gewesen. Als Ausschrei ihrer Sehnsucht nach jenen östlichen Gegenden, wo ihre Seele ihn sucht, entsteht dann ihr ergreifendes und in seiner sanften Resignation so schönes: „Ach, um Deine feuchten Schwingen, West, wie sehr ich Dich beneide.“

Aber ihre Hoffnung, „wir sehn uns wieder“, ging nicht in Erfüllung. Fürchtete Goethe ein Wiederaufflammen so verzehrender Glut,

wußte er, der wohlverfahrene Lebenskünstler, daß nur die „Natur, die das Notwendige tut“, die traumhafte Schönheit jenes Sommers sich nicht würde so schön wiederholen lassen, und wollte er lieber „Dich, höchsten Schatz, im Busen fromm bewahrend“, die Erinnerung an das, was ihn einst „mit morgenroten Flügeln“ über Alter und zeitlichen Verdruß emporriß, ungetrübt sich erhalten? Tatsache ist, daß er 1816 sich zu einem Wiedersehen aufmachte, aber infolge eines Unfalls mit dem Wagen alsbald wieder ausgab: die Himmlischen hatten gewinkt.

☒

☒

☒

Wie die Frau in der Liebe im allgemeinen stets die schwerere Last trägt, so war es auch bei dieser Liebe die Frau, der das Leben die Rechnung präsentierte. Einst in jubelndem Überschwang des Gefühls, von dem Einzigen geliebt zu sein, hatte Marianne ausgerufen:

Meine Ruh, mein reiches Leben
Geb' ich freudig, nimm es hin!

Aber was sie auf sich nahm, war leicht zu heben, schwer zu tragen. Ihre sonst so blühende Gesundheit ward erschüttert, sie verzehrte sich in ostwärts gerichteter Sehnsucht. In den weißen Mondnächten in der Mühle, wenn der Strom zu ihren Füßen murmelte, in grünen Einsamkeiten, wenn der goldfarbige Vogel ihrer Liebe, seine schöne Krone auf- und niederklappend, über ihren Weg lief, saß sie verlassen, sich sehnd.

Schau! Im zweifelhaften Dunkel
Glühen blühend alle Zweige,
Nieder spielet Stern auf Stern;
Und, smaragden, durchs Gesträuche
Tausendfältiger Karfunkel.
Doch Dein Geist bleibt allem fern,

so daß der Gatte selbst „mit Ehrfurcht und Liebe“ bittet: „Ich sage nicht zu viel, wenn ich Ihnen sage, daß meine Sorgen an Größe nur von meiner Liebe übertroffen werden. Vereinigen wir uns, Freund, einem leidenden Gemüte die verlorene Heiterkeit, einem erschlafenen Geist die verlorene Stärke wieder zu verschaffen.“ Man muß Goethe die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er mit großer Zartheit bemüht war, dem „schönen Herzen“ den verlorenen Frieden wiederzugeben und ihren „holden Blick“ wieder heiter zu sehen. Mariannes gute eigene Natur half, und so „bin ich denn,“ sagt sie, „in jenen Zauberkreis der Frauen getreten, nicht, um darin zu bleiben, sondern nach getaner Beschwörung sogleich wieder den stillen Pfad, den ich seit meinen Jugendjahren wandle, zu betreten, und, so Gott will, nie verlassen werde.“ Worauf Goethe mit einer Herzlichkeit, die seine Erleichterung ahnen läßt, „für Lebensansichten und Erfahrungen dankt“. Es hat sechs Jahre gedauert, bis das arme Herz sich zu diesem Standpunkt durchgekämpft hat, stets getragen und gestützt von der mitfühlenden Zärtlichkeit des Gatten.

Es ist nicht zu leugnen, daß Mariannes rührendes und geduldiges Werben um Goethes schwindende Leidenschaft zuweilen peinlich berührt. Ihre sanfte, treue und anhängliche Natur war es aber auch, die das zarte Gespinnst nach Goethes Wunsch bis zum Ende seines Lebens in

Schönheit erhielt. Die Stein, im stolzen Bewußtsein ihres Gottesgnadentums, Herrin des Herzens, dem sie so viel gegeben, hatte, als der erste Schatten das Kleinod entstellte, zerbrochen, was ihr so unschätzbare gewesen war. Mariannens einfache, naive Bescheidenheit ließ die schöne Sonate dieser Liebe bis in den zartesten, leisesten Ton ausklingen,



Walther, Wolfgang und Alma von Goethe, die Enkel Goethes, im Goethehause zu Weimar. Zeichnung von Bernhard von Arnswaldt (1838) im Goethe-Nationalmuseum zu Weimar. Aus: „Bode, Das Leben in Alt-Weimar“ (Gustav Kiepenheuer, Potsdam)

in weiblicher Demut nicht mehr begehrend, als er ihr geben wollte, und dankbar für das Geringste, das von ihm kam. So hat sie ihn durch lange Jahre wie ein sanftes Gestirn im Westen begleitet. Vierzehn Tage vor seinem Tode ordnete er noch mit zärtlichen Händen ihre Briefe, und sie erhielt sie als letzten Gruß mit dem Gedicht:

Vermächtnis.

Vor die Augen meiner Lieben,
Zu den Fingern, die's geschrieben, —
Ginst mit heißestem Verlangen
So erwartet, wie empfangen —
Zu der Brust, der sie entquollen,
Die Blätter wandern sollen;
Immer liebevoll bereit,
Zeugen aller schönster Zeit.

⊠

Welcher Unsterblichen soll der Preis sein? Selbstloser und aufopfernder ist Goethe nie geliebt worden als von dieser Frau, deren Treue und in Verehrung abgeklärte Liebe noch den Achtzigjährigen in einer jener weißen Nächte, wo sie versprochen hatten, einander zu gedenken, zu dem zweiten Gedicht „An den Mond“ beglückten. Wie das erste Charlotte von Stein gewidmet war:

So hinan denn! Hell und heller
Keiner Bahn in voller Pracht!
Schlägt mein Herz auch schneller, schneller,
Überfelig ist die Nacht.

⊠

Wir kehren nach dieser Abschweifung, die für Goethe das letzte volle Glück bedeutete und zugleich den Übergang ins Greisenalter, ins Olympium schön vermittelt, zur historischen Darstellung zurück. Immer reicher, was die äußerliche Befriedigung des Lebens bedeutet, war sein Dasein geworden. Er erfuhr zwar, daß lange leben vieles überleben heißt, aber auch die Früchte eines langen Lebens, eines sich langsam durchsetzenden Ruhms, die Bewunderung, Verehrung der jungen Generation, die nun, da Wieland, Herder, Schiller dahin waren, in ihm den einzigen und größten Vertreter jener herrlichen nun versunkenen Epoche sah, ließen ihn dastehen wie einen gewaltigen Baum aus Vorzeittagen, dessen Wurzeln tief in die Vergangenheit hinabreichen, an dessen Wipfel schon die Morgenluft zukünftiger Jahrhunderte spielt, die er, noch prangend und in Kraft, sehen wird, wenn das Geschlecht der Gegenwärtigen längst in den Staub gesunken ist. Begeisterte Mitstrebenende richteten die eigene Hoffnung an ihm auf, die erkenntnisfräftigsten Geister fielen ihm zu, Beethoven, Carlyle, Frau von Staël verbreiteten seinen Ruhm, die größten Maler und Bildhauer drängten um die Ehre, die Züge des Olympiers der Nachwelt zu überliefern. Weimar war ein Wallfahrtsort geworden; Goethe der heimliche Kaiser, dessen Name das, was damals Deutschland hieß, in sich verkörperte, und den Menschen machte die klassische Lebensbeschreibung „Dichtung und Wahrheit“, der Briefwechsel mit Schiller, der Briefwechsel mit

⊠



Goethe im 83. Lebensjahre, Januar 1832
Nach dem Leben gezeichnet und gestochen von Karl August Schwerdgeburth



Zelter auch den Kreisen, denen eine persönliche Berührung versagt blieb, teuer, so daß nicht der Glanz eines fast unerhörten Ruhms den Blick für die menschlichen Werte zu blenden vermochte.

Es sei hier der Ort, noch einmal der Gattin Goethes zu gedenken. Nach vielen Jahren völliger und bündiger Verachtung haben sich seit etwa einem Jahrzehnt, zumal unter den Verehrern der freien Liebe, Verteidiger der Frau gefunden, die aus allerlei Briefstellen und freundlichen Urteilen über Christiane die Gestalt einer zwar einfachen und urwüchsigem, aber innerlich vornehmen und trotz kleiner Schwächen liebenswerten Frau herauskonstruiert haben, indem sie alle ungünstigen Worte über sie dem Einfluß der „die Unglückliche mit gemeiner Rachsucht verfolgenden“ Stein zuschreiben. Eine sorgfältige und objektive Erwägung, die jedem dieser Werturteile an die Quellen folgt, muß zu dem Ergebnis kommen, daß diese Darstellung schief ist. Christiane war zwar nicht die angetrunkene, gemeine Köchin, als die sie lange durch die Vorstellung weiter Kreise gegangen ist, sie war aber eine Frau, die sich in so gut wie nichts über das bloße Geschlechtsleben erhoben hat. „Kleines Naturwesen“ nennt Goethe sie mit Vorliebe, und niemand kann in Gut und Böse besser ihre Art definieren. Aus dem eingehenden Studium ihres nunmehr veröffentlichten Briefwechsels mit Goethe ergibt sich das Bild einer rein animalischen Natur mit all ihren Reizen und Schwächen, hemmungsloses Triebleben, und neben vielen kindhaften und gutmütigen, anschniegenden Zügen fehlt es ihr nicht an Berechnung, schlauer Hinterhältigkeit, einem prozenhaften Aufrumpfenwollen, das in ihrer Lage vor allem peinlich berührt; ein deutlicher Mangel an Gefühl für Takt und Würde machte Goethe, zumal nach ihrer Legitimierung, viele peinliche Momente. In dieser Zeit zeigen sich neben dem unbekümmerten Egoismus, der, und sehr oft auf Kosten der Ruhe und Behaglichkeit Goethes, ihr Leben beherrscht, auch Momente der Roheit und Anmaßung, die ihr vollends die Sympathie rauben. Was die gern zitierten Urteile zu ihren Gunsten betrifft, so stammen sie sämtlich aus der Zeit nach ihrem jammervollen Tode, sind also von der Rücksicht auf eine Abgeschiedene diktiert und von der Schonung für Goethe selbst. Mit welcher Leichtfertigkeit man vorgeht, zeigt das bekannte Wort Elise v. d. Recke: „sie habe sie nie von jemand Übles sprechen hören.“ Die Recke war bekanntlich eine Frau höchster Kreise, Schwester der Herzogin von Kurland und als ein wenig phantastische Menschenfreundin berühmt; sie hat Christianen nur wenig Wochen gekannt, während deren sie sich bei einem zufälligen Zusammentreffen im Bade, einer Bitte Goethes folgend, ihrer gesellschaftlich annahm. Elises ganze geistige Atmosphäre schloß schon boshafte Medisance aus, und wenn man die unausgesetzten Ermahnungen und Verhaltensmaßregeln Goethes an Christiane kennt, so wird man es nicht so verdienstlich finden, wenn sie, die in diesem Kreis nur um des Gatten willen Geduldete, daheim noch immer Verfehlmte, sich der gütigen und edlen Frau gegenüber, von deren Urteil für sie viel abhängen konnte, eines bescheidenen Beitrags befleißigte. Die gleiche Lage ergibt sich in Frank-

furt, und wenn Henriette Schloffer ihr Betragen bei der Ertheilung anerkennt, so geht auch dies auf Goethes strikte Anweisung zurück. Im übrigen war sie in Geldsachen viel zu leichtfertig, um Wert auf Besitz zu legen, und diese Sorglosigkeit und ihr verschwenderisches Wirtschafsten hat Goethe viele schwere Stunden bereitet. Alle freundlichen Worte über sie stammen von Fernstehenden, die sie unterwegs im fremden Haus gesehen oder erst als legitime Frau kennen gelernt haben. Nur Luise von Knebel kennt sie von Jugend auf, und sie war Christianens Schicksalsgenossin und hatte eine weit bewegtere Vergangenheit hinter sich. Auch Goethes Mutter hat ihr Tun und Treiben in Weimar nie mit Augen gesehen. Alle dagegen, die ihre Haltung in der vorhelichen Zeit zu beobachten Gelegenheit hatten, lehnen sie sämtlich ab. Dies, ihr Benehmen als Goethes Geliebte, nicht die Tatsache, daß sie seine Ge-

liebte war, ist auch der Grund, weshalb der freidenkende Herzog, die gelassen urteilende Herzogin der Gattin des ältesten Ministers, des treuesten Freundes den Hof verschlossen, alle Bemühungen stießen auf eine Weigerung, und das Bild, das der Briefwechsel ergibt, rechtfertigt das allgemeine Urteil. Frau von Stein schweigt volle sechs Jahre überhaupt von ihr und beginnt erst von ihr zu sprechen, nachdem die Besuche des kleinen August ihr einen Einblick in die Verhältnisse eröffnen,



☒ Goethes Enkelin, Alma von Goethe. Gemälde von Luise Seidler ☒

in denen das einzige Kind des geliebten Mannes aufwächst. Indessen ist der Gleichmachungseifer mancher Unberufener so groß, daß man nicht davor zurückschreckt, sogar Schiller niedriger Gesinnung zu beschuldigen, weil er Christianens, nachdem er in Lauchstedt genügend Gelegenheit gehabt, die Aufführung der Bierzigjährigen mit jungen Studenten und Leutnants mit anzusehen, nicht mit gebührender Ehrerbietung gedenkt.

Nun war sie tot.

⊠

Durch die Heirat seines Sohnes August mit der Enkelin der Oberhofmeisterin Gräfin Donnermarck, Ottilie von Pogwisch, war auch die Familie ihrem Oberhaupt entsprechend in die geziemende Stellung gehoben. Die zahllosen Verlegenheiten und tiefergehenden Leiden, die aus seinem Bund entsprossen waren, schienen aufgehoben und vergessen, alles aufgelöst in Herrlichkeit, und zur völligen Krönung eines so glänzenden Lebens hatte das Schicksal ihm auch noch die Gefährten seiner Jugend aufgehoben: den Freund und Fürsten, dem er jetzt im Alter wieder nahekam, die Fürstin, deren Wert er wie keiner zu schätzen gewußt hat, selbst die Freundin, mit der er nun noch manchmal im Abendlicht ihrer sinkenden Sonnen zusammen weilte. Von der landesherrlichen Familie, die er unter seinen Augen und Händen hatte aufwachsen sehen, geliebt und verehrt wie ein Vater, hold umspielt von den kleinen Prinzessinnen, den zukünftigen Trägerinnen bedeutungsvoller Kronen, im eigenen Hause um sich das frische Leben verheißungsvoller Enkel, mit Kraft und Muße genug die begonnenen großen Werke, die Wanderjahre, den zweiten Teil des Faust, Dichtung und Wahrheit zu Ende zu führen, war sein Leben wohl so, daß er glücklich vor allen Sterblichen gepriesen werden mochte. Und doch hat das Leben auch diesem Großen nichts erspart und auch von ihm, der es zu zwingen gedachte, unbarmherzig jede Schuld eingefordert. Den schönen, blühend kräftigen Sohn sah er im Keim vernichtet. Das Verhältnis wurde unhaltbar, da der Vater sich gezwungen sah, den moralisch Haltlosen wie einen noch immer seiner Zucht Unterworfenen zu halten, in des Sohnes Herzen fraß alter Groll des Emporkömmlings gegen den, der seine Mutter und ihn so manchen Beschimpfungen jahrelang ausgesetzt hatte; die Gattin, nicht aus Neigung erwählt, sondern vom Vater ihm ausgesucht, aus gleichfalls belasteter Familie stammend, paßte nicht zu ihm, die Kinder waren zart und zeigten ein wunderlich reizbares Wesen. Wirklich kräftig und schön entwickelte sich nur die jüngste, Alma, die der Tod früh hinwegnahm, vielleicht zu ihrem Heil — sie hatte die großen Goetheaugen geerbt, aus denen das leidenschaftliche und sehnsuchtsvolle Herz ihres Großvaters sprach, das sie in Irrung und Wirrung hineingetrieben hätte. Ein Jahr nach der Geburt seiner beiden Enkel hat der greise Erkennende die Variagedichte gemacht, und wie er einst nach der Auffindung von Schillers Schädel seine Seele ausströmte in dem herrlichen Gedicht „Geheim Gefäß Drakelsprüche spendend“, so mochte er, qual- und reuevoll sein Leben überschauend, wissen, wessen er gedachte, wenn er den zürnenden Jüngling schildert, der den Vater anklagt, das edle Haupt



Goethe (Weimar 1822)
Ölgemälde von Heinrich Kolbe im Goethe-Nationalmuseum zu Weimar



der Mutter auf den Leib der Dirne gefügt zu haben, und mochte wissen, aus wessen Seele er klagte: „Und so soll ich, die Bramahne, mit dem Haupt zum Himmel weisend, fühlen, Paria, dieser Erde niederziehende Gewalt“. Wie diese niederziehende Gewalt nachwirkend Goethes Geschlecht in die Tiefe riß, ist zu traurig, um dies Buch zu seinem Ruhm zu verdunkeln.

Zum tiefen unheilbaren Bruch kam es 1823, als August auf Goethes Wunsch, die junge Ulrike von Levehow zu heiraten, mit so ungezügelter Brutalität antwortete, daß der ohnehin durch das Verhängnis einer so späten Leidenschaft tief getroffene Siebzigjährige vor Kummer heftig erkrankte. Ottilie, die in ihrer Eigenschaft als Hausfrau durch eine neue soviel jüngere Herrin doch sehr viel schwerer in Mitleidenschaft gezogen worden wäre, betrug sich dagegen, ihrem von Haus aus edlen, nur nicht disziplinierten Charakter gemäß, mit wahrer Vornehmheit und Güte und erleichterte zusammen mit dem treuen Zelter dem Greise den schmerzlichen Verzicht. Es ist bekannt, daß wir diesem Verhältnis zu Ulrike die herrliche Marienbader Elegie danken, die in der Trilogie der Leidenschaft enthalten ist, mit dem Motto: „Und wenn der Mensch in seiner Dual verstummt, gab mir ein Gott zu sagen, was ich leide“. Das Gedicht wird eingeführt durch das erste der Trilogie „An Werther“, das mit dem Vers schließt:

Verstrickt in solche Qualen halbverschuldet,
Geb' ihm ein Gott zu sagen, was er duldet.

Goethe hatte dies Gedicht eigenhändig auf Velinpapier geschrieben und mit einer seidenen Schnur in einer Decke von rotem Maroquin befestigt. Da dies schöne Gedicht im allgemeinen wenig bekannt ist und nichts besser dartun kann, wie rein und wie weit entfernt von jeder widerlichen Greisenliebe diese letzte Leidenschaft Goethes war, so seien hier einige der Strophen wiedergegeben:

Dem Frieden Gottes, welcher euch hienieden
Mehr als Vernunft beseliget — wir lesen's —
Vergleich' ich wohl der Liebe heitern Frieden.
In Gegenwart des allgeliebten Wesens,
Da ruht das Herz, und nichts vermag zu stören
Den tiefsten Sinn, den Sinn, ihr zu gehören.

In unsers Busens Keine wagt ein Streben,
Sich einem Höhern, Keinern, Unbekannten,
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
Enträtselnd sich den ewig Ungenannten.
Wir heißen's: fromm sein! — Solcher seligen Höhe
Fühl' ich mich theilhaft, wenn ich vor ihr stehe.

Vor ihrem Blick, wie vor der Sonne Walten,
Vor ihrem Atem, wie vor Frühlingslüften,
Zerschmilzt, so längst sich eisig starr gehalten,
Der Selbstsinn tief in winterlichen Grüften.
Kein Eigennutz, kein Eigenwille dauert,
Vor ihrem Kommen sind sie weggeschauert.



Blick in Goethes Sterbezimmer im Goethehaus zu Weimar
Gemälde von Otto Rasch



Augusts Tod erfolgte im Jahre 1830. Vierzehn Tage nach dem Eintreffen der Todesnachricht erlitt Goethe einen schweren Blutsturz. Er überwand ihn und hat den Namen des Sohnes nicht mehr genannt; die treuesten Freunde des Hauses sagten, wie schon angeführt, daß der Tod noch das mildeste war, was geschehen konnte. Wenn so Augusts Hingang dem Vater traurigerweise mehr als Erleichterung erschien, so fehlte er aber doch in den praktischen Dingen, in denen Ottilie ihn auch nicht zu ersetzen vermochte. So kam es, daß auf den Achtzigjährigen eine schwere Last alltäglicher und Familiensorgen sich senkte. Es ist schmerz- lich, in den Briefen an Zelter die Klagen Goethes zu lesen, als eines Mannes, dessen Zeit gemessen war und dem doch noch Ungeheures oblag, in Tagen, in denen die schwindenden Kräfte feiern und ruhen sollten; schmerz- lich, in den Tagebüchern zu lesen, wie er Vorräte be- stellt, Dienstboten gemietet, wichtige Schlüssel an sich genommen habe: „Von dieser Last befreit, konnte ich an wichtige Geschäfte gehen.“ Es war die Vollendung des Faust das Geschäft, das auf ihm lag, des großen Gedichts, das in Goethes Leben und mit Goethes Leben ver-



Goethe auf dem Totenbett. Von Friedrich Preller für Kestner gezeichnet





Goethes Arbeitszimmer im Goethehaus am Frauenplan (jetzt Goetheplatz) zu Weimar. Aufnahme von Louis Geld, Weimar

schlungen ist, das sich am Abend seines Lebens zum Kranz schließt, in dem er, zurückkehrend zu den Idealen seiner reinsten Zeit, die Frau, die über der niederen Begierde steht, als Ketterin und höchstes Ideal des Mannes preist. Und so gestand und bekräftigte er am Abend seines Lebens, was er jener Frau, die ihn in seiner gefahrvollsten Zeit mit der Kraft ihres Herzens stützte und hielt, verdankt, und wie sie und Shakespeare die Schutzgeister seines Lebens waren:

William, Stern der höchsten Höhe,
 Lida, Glück der nächsten Nähe
 Euch verdank ich, was ich bin.
 Tag und Jahre sind entschwunden
 Und doch ruht auf jenen Stunden
 Meines Wertes Vollgewinn.

☒

☒

☒

Im dreiundachtzigsten Jahr erkrankte Goethe. An seinem letzten Geburtstag ging er zum Kieckelhahn, und hier, an der Wand des einsamen Bretterhäuschens, hoch über den schweigenden Wipfeln der Tannen, stand er und las mit nassen Augen, was er einst in seliger Jugendzeit dort niedergeschrieben hatte: „Über allen Gipfeln ist Ruh.“ Durch den Winter kam er glücklich, aber im März überfiel ihn das Leiden, allem Anschein nach eine Art Lungenentzündung. In seinen letzten Stunden sprach er mit Schiller. Am 22. März 1832 um $\frac{1}{2}$ 12 entschlief er in den Armen Ottiliens, die neben ihm auf der Lehne

des Lehrstuhls kauerte, so sanft, daß sie des Augenblicks seines Abscheidens nicht gewahr wurde.

Am Tage nach Goethes Hingang war es seinem getreuen Famulus Eckermann vergönnt, ihn zu sehen:

„Auf dem Rücken ausgestreckt, ruhte er wie ein Schlafender, tiefer Friede und Festigkeit walteten auf den Zügen seines erhabenen edlen Gesichts. Die mächtige Stirn schien noch Gedanken zu hegen. Der Körper war nackend in ein weißes Bettuch gehüllt, große Eiszstücke hatte man in einiger Nähe umhergestellt, um ihn frisch zu erhalten so lange als möglich. Friedrich schlug das Tuch auseinander, und ich erstaunte über die göttliche Pracht dieser Glieder. Ein vollkommener Mensch lag in großer Schönheit vor mir, und das Entzücken, das ich darüber empfand, ließ mich auf Augenblicke vergessen, daß der unsterbliche Geist eine solche Hülle verlassen. Ich legte meine Hand auf sein Herz — es war überall eine tiefe Stille, und ich wendete mich ab, um meinen verhaltenen Tränen freien Lauf zu lassen.“

Der Besucher des Goethehauses sieht mit Rührung in dem kleinen Arbeitszimmer eine Schale mit Erde, die der bis zum letzten Augenblick Strebende zu wissenschaftlichen Untersuchungen kurze Zeit vor seinem Tode aus dem Garten hereingeholt hatte. Sie betrachtend und sich erinnernd, daß das Gefäß eines so herrlichen Geistes nun auch nur eine



Die Fürstengruft in Weimar. Zeichnung von R. Bauer, Stich von Gustav Brindmann
Aus: Diezmans Weimar-Album



Das Goethe-Schiller-Denkmal in Weimar von Ernst Rietschel vor dem neuen Theater
Aufnahme von Louis Held, Weimar



solche Handvoll Erde ist, fühlt man mit schmerzlicher Deutlichkeit das Vergehen menschlichen Wesens. Zugleich aber empfindet man mit gleicher Kraft die Göttlichkeit des Vermögens, die uns der Erde entreißen heißt, was jenseits der Erde ist, und das Vorbild des großen Leidenden, Kämpfenden, der, ein treuer Sohn dieser Erde, durch Schuld und Qual des Erdenlebens hindurch gemüht hat und nun doch vor Millionen in Verklärung aufgerichtet steht, tritt tröstend, warnend, aufwärts weisend vor unsere ergriffene Seele.

„Denn ich bin ein Mensch gewesen, und das heißt ein Kämpfer sein.“



Goethe-Denkmal von Karl Steinhäuser in Rom aus den vierziger Jahren nach dem Entwurf von Carl von Arnim vom Jahre 1823—1824. Im Museum zu Weimar. Nach einem Stich von Gustav Brindmann in Diezmanns Weimar-Album.



Druck von Bethmann & Klasing in Wieselsfeld

Biblioteka Główna UMK



300047050434

Folgende Bände der Sammlung sind noch lieferbar:

- | | |
|---|---|
| Das perfide Albion. Von A. Geiser. | Graf Zeppelin. Von Walter Freiherr von Rummel. |
| Ernst Moritz Arndt. Von Dr. Erich Gölzow. | Wilhelm Busch. Von Carl W. Neumann. |
| Kaiserin Auguste Viktoria. Von Th. Krummacher. | Albrecht Dürer. Von Prof. Dr. Hans W. Singer. |
| Unsere Feinde unter sich. Von Dr. Paul Weiglin. | Millet. Von Dr. Ernst Diez. |
| Kaiser Franz Joseph I. Von Rich. Charmaz. | Murillo. Von Dr. August Mayer. |
| Friedrich der Große. Von Dr. Max Hein. | Hans Thoma. Von Prof. Heinrich Werner. |
| Deutsche Heerführer im Weltkrieg. Von D. Hoehsch. | Watteau. Von Prof. Dr. G. Biermann. |
| Karl der Große. Von E. Gildenmeister. | Heinrich von Zügel. Von Prof. Dr. G. Biermann. |
| Der Große Kurfürst. Von Dr. W. Steffens. | Rino. Von Dr. Max Prels. |
| Luitpold, Prinz-Regent von Bayern. Von Arthur Achleitner. | Der Hausgarten. Von A. Janson. |
| Königin Luise. Von Archivrat Dr. Herman von Petersdorff. | Das Landhaus. Von Regierungsbaumeister Wentscher. |
| Nettelbeck. Von S. Caspar Starke. | Der Harz. Von Gustav Uhl. |
| U-Bootsleben. Von Kapitänleutnant Freiherr von Forstner. | Salzkammergut. Von F. Brosch. |
| Nord von Wartenburg. Von W. v. Bremen. | Thüringen. Von A. Trinius. |
| | Goethes Faust. Von Karl Strecker. |
| | Paul Heyse. Von Helene Raff. |
| | Richard Wagner. Von Prof. Ferdinand Pfohl. |

Preis des einzelnen Bandes je nach Umfang 1–5 Mark.

solche Handvoll Erde ist, fühlt man mit schmerzlicher Deutlichkeit das Vergehen menschlichen Wesens. Zugleich aber empfindet man mit gleicher Kraft die Göttlichkeit des Vermögens, die uns der Erde entreißen heißt, was jenseits der Erde ist, und das Vorbild des großen Leidenden, Kämpfenden, der, ein treuer Sohn dieser Erde, durch Schuld und Qual des Erdenlebens hindurch gemußt hat und nun doch vor Millionen in Verklärung aufgerichtet steht, tritt tröstend, warnend, aufwärts weisend vor unsere ergriffene Seele.

„Denn ich bin ein Mensch gewesen, und das heißt ein Kämpfer sein.“



Goethe-Denkmal von Karl Steinhäuser in Rom aus den vierziger Jahren nach dem Entwurf von Ernst Moritz Arndt vom Jahre 1823-1824. Im Museum zu Weimar. Nach einem Stich von Gustav Brindmann in Diezmanns Weimar-Album.



Druck von Bethmann & Nebling in Bielefeld

Biblioteka Główna UMK
 300047050434

Folgende Bände der Sammlung sind noch lieferbar:

Das perfide Albion. Von A. Geiser.
 Ernst Moritz Arndt. Von Dr. Erich
 Gölzow.
 Kaiserin Auguste Viktoria. Von
 Th. Krummacher.
 Unsere Feinde unter sich. Von Dr.
 Paul Weiglin.
 Kaiser Franz Joseph I. Von
 Rich. Charmaß.
 Friedrich der Große. Von Dr. Max
 Hein.
 Deutsche Heerführer im Welt-
 krieg. Von D. Hoehsch.
 Karl der Große. Von E. Gilden-
 meister.
 Der Große Kurfürst. Von Dr.
 W. Steffens.
 Luitpold, Prinz-Regent von
 Bayern. Von Arthur Ach-
 leitner.
 Königin Luise. Von Archivrat Dr.
 Herman von Petersdorff.
 Nettelstedt. Von H. Caspar Starke.
 U-Bootsleben. Von Kapitan-
 leutnant Freiherr von Forstner.
 Nord von Wartenburg. Von W.
 v. Bremen.

Graf Zeppelin. Von Walter Frei-
 herr von Kummel.
 Wilhelm Busch. Von Carl W
 Neumann.
 Albrecht Dürer. Von Prof. Dr.
 Hans W. Singer.
 Millet. Von Dr. Ernst Diez.
 Murillo. Von Dr. August Mayer.
 Hans Thoma. Von Prof. Heinrich
 Werner.
 Watteau. Von Prof. Dr. G.
 Biermann.
 Heinrich
 Dr.
 Kino.
 Der H
 Das L
 bar
 Der H
 Salzte
 Thüri
 Goeth
 Paul
 Richa
 Fe

Preis des einzelnen Bandes je nach



180

BIBLIOTEKA SEMINARIUM FILOLOGH
NIEMIECKIEJ U. M. K. TORUŃ

Biblioteka Główna UMK Toruń

3326

GERTORU



300047050434

Biblioteka Główna UMK



300047050434

